

Titel der französischen Originalausgabe: .
Les damnés de la terre. François Maspero Éditeur, Paris

Inhalt

Vorwort von Jean-Paul Sartre	7
1. Von der Gewalt	29
Von der Gewalt im internationalen Kontext	78
2. Größe und Schwächen der Spontaneität	92
3. Mißgeschicke des nationalen Bewußtseins	127
4. Über die nationale Kultur	175
Gegenseitige Begründung von Nationalkultur und Befreiungskampf	199
5. Kolonialkrieg und psychische Störungen	210
Serie A	213
Serie B	227
Serie C	235
Serie D	243
Von der Kriminalität des Nordafrikaners zum Nationalen Befreiungskrieg	245
Schlußfolgerung	263

suhrkamp taschenbuch 668
Erste Auflage 1981
für die Originalausgabe © 1961 by François Maspero Éditeur
für die deutsche Übersetzung © Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 1966
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
LibroSatz, Kriftel
Druck: Ebner Ulm · Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Es ist noch nicht lange her, da zählte die Erde zwei Milliarden Einwohner, das heißt 500 Millionen Menschen und eine Milliarde 500 Millionen Eingeborene. Die ersten fügten über das Wort, die anderen entliehen es. Zwischen jenen und diesen dienten käufliche Zaunkönige, Feudalherren und eine aus dem Boden gestampfte falsche Bourgeoisie als Vermittler. In den Kolonien zeigte sich die Wahrheit nackt; die »Mutterländer« bevorzugten sie bekleidet; der Eingeborene mußte die »Mutterländer« lieben. Wie Mütter. Die europäische Elite begann, eine Eingeborenenelite aufzubauen; man wählte Jünglinge aus, brannte ihnen die Prinzipien der westlichen Kultur auf die Stirn und stopfte ihnen tönende Knebel in den Mund, große teigige Worte, die ihnen an den Zähnen klebten; nach einem kurzen Aufenthalt im Mutterland schickte man sie verfälscht nach Hause zurück. Diese lebenden Lügen hatten ihren Brüdern nichts mehr zu sagen; sie hallten nur noch wider. Aus Paris, London und Amsterdam lancierten wir die Wörter »Parthenon! Brüderlichkeit!«, und irgendwo in Afrika, in Asien öffneten sich Lippen: »... thenon! ... lichkeit!« Das war das Goldene Zeitalter.

Es ging zu Ende: die Mäuler öffneten sich allein; die gelben und schwarzen Stimmen sprachen zwar noch von unserem Humanismus, aber nur, um uns unsere Unmenschlichkeit vorzuwerfen. Wir hörten uns diese höflichen Vorträge einer Verbitterung ohne Mißfallen an. Zunächst war es eine stolze Verwunderung: Wie? Sie sprechen ganz allein? Da seht ihr, was wir aus ihnen gemacht haben! Wir zweifelten nicht daran, daß sie unser Ideal annähmen, da sie uns ja beschuldigten, ihm nicht treu zu sein. Jetzt glaubte Europa an seine Mission: es hatte die Asiaten zivilisiert und eine neue Art geschaffen: die abendländischen Neger. Ganz unter uns fügten wir, weil wir praktisch waren, hinzu: Und außerdem lassen wir sie ruhig schimpfen, das erleichtert sie; ein bellender Hund beißt nicht.

Es kam eine andere Generation und änderte die Fragestellung. Ihre Schriftsteller und Dichter versuchten mit einer unglaublichen Geduld, uns zu erklären, daß unsere Werte mit der Wahrheit ihres Lebens schlecht zusammenpaßten, daß sie sie

weder gänzlich verwerfen noch gänzlich annehmen könnten. Das bedeutete ungefähr: Ihr macht Monstren aus uns, euer Humanismus erklärt uns für universal, und eure rassistische Praxis partikularisiert uns. Wir hörten ihnen ohne Aufregung zu: die Kolonialbeamten werden nicht dafür bezahlt, Hegel zu lesen, deshalb lesen sie ihn auch wenig. Aber sie brauchen diesen Philosophen gar nicht, um zu wissen, daß das unglückliche Bewußtsein sich in seinen Widersprüchen verstrickt. Ohne Sinn und Nutzen. Setzen wir also ihr Unglück fort, es wird keine Folgen haben. Wenn es in ihrem Stöhnen, so sagten uns die Experten, die Spur einer Forderung gäbe, wäre es die nach der Integration. Das kommt natürlich nicht in Frage: man würde das System, das ja bekanntlich auf der Überausbeutung beruht, zugrunde richten. Aber es genügt, ihnen die Köder hinzuhalten, und sie werden spüren. Was einen Aufstand anging, waren wir ganz ruhig: welcher bewußte Eingeborene würde sich dazu hinreißen lassen, die schönen Söhne Europas zu meucheln, nur um schließlich ein Europäer zu werden wie sie? Kurz, wir ermutigten diese Melancholien und fanden es gar nicht schlecht, den Goncourt-Preis auch einmal an einen Neger zu vergeben. Das war vor 39.

1961. Hören Sie: »Verlieren wir keine Zeit mit sterilen Litanen oder ekelhafter Nachäfferei. Verlassen wir dieses Europa, das nicht aufhört, vom Menschen zu reden, und ihn dabei niedermetzelt, wo es ihn trifft, an allen Ecken seiner eigenen Straßen, an allen Ecken der Welt. Ganze Jahrhunderte lang . . . hat es im Namen eines angeblichen »geistigen Abenteuer« fast die gesamte Menschheit erstickt.« Dieser Ton ist neu. Wer wagt ihn anzuschlagen? Ein Afrikaner, ein Mann der Dritten Welt, ein ehemaliger Kolonisierter. Er fügt hinzu: »Europa hat ein derart wahnsinniges und chaotisches Tempo erreicht . . ., daß es sich auf Abgründe hin bewegt, von denen man sich lieber so schnell wie möglich entfernen sollte.« Anders gesagt: es ist im Eimer. Eine Wahrheit, die man nicht gerne ausspricht, von der wir jedoch alle – nicht wahr, meine wertigen Miteuropäer? – bis unter die Haut überzeugt sind.

Allerdings mit einem Vorbehalt. Wenn zum Beispiel ein Franzose zu anderen Franzosen sagt: »Wir sind im Eimer!« – was, meines Wissens, seit 1930 fast täglich passiert –, so ist das eine leidenschaftliche Rede, glühend vor Wut und Liebe, bei

der der Redner sich mit allen seinen Landsleuten ins selbe Boot setzt. Und dann fügt er im allgemeinen hinzu: »wenn nicht . . .« Das heißt: es darf kein einziger Fehler mehr gemacht werden; wenn seine Ratschläge nicht strikt befolgt werden, dann, und nur dann, wird sich das Land auflösen. Kurz, es ist eine Warnung, die von einem Ratschlag begleitet wird, und solche Ansichten schockieren um so weniger, als sie im eigenen Land geäußert werden. Wenn dagegen Fanon von Europa sagt, es renne in sein Verderben, so ist er weit davon entfernt, einen Alarmruf auszustoßen: er stellt einfach eine Diagnose. Dieser Arzt sagt weder, daß es keine Rettung gebe – es sind ja schon Wunder passiert –, noch will er ihm Mittel zu seiner Heilung reichen. Er stellt lediglich fest, daß es in Agonie liegt. Und zwar von außen her, auf Grund von Symptomen, die er hat sammeln können. Was die Behandlung angeht: Nein, er hat andere Sorgen im Kopf; ob Europa krepirt oder überlebt, ist ihm egal. Aus diesem Grunde ist sein Buch skandalös. Und wenn man dann halb belustigt, halb peinlich berührt stammelt: »Der gibt es uns aber!«, dann entgeht einem der eigentliche Kern des Skandals: denn Fanon »gibt« uns überhaupt nichts; sein Werk – so brennend wichtig es für andere ist – bleibt uns gegenüber eiskalt. Es wird oft von uns gesprochen, zu uns niemals. Schluß mit den schwarzen Goncourt-Preisen und den gelben Nobel-Preisen: die Zeit der kolonisierten Preisträger ist vorbei. Ein ehemaliger Eingeborener »französischer Zunge« biegt diese Sprache zu neuen Forderungen um, benutzt sie und wendet sich nur an die Kolonisierten: »Eingeborene aller unterentwickelten Länder, vereinigt euch!« Was für ein Abstieg! Für die Väter waren wir die einzigen Gesprächspartner; die Söhne finden nicht einmal, daß sich ein Gespräch mit uns lohne: wir sind nur noch die Gegenstände der Rede. Sicher, Fanon erwähnt beiläufig unsere berühmten Verbrechen, Sétif, Hanoï, Madagaskar, aber er macht sich nicht einmal die Mühe, sie zu verurteilen: er benutzt sie nur. Wenn er die Taktiken des Kolonialismus auseinandernimmt, das komplexe Spiel der Beziehungen, die die Kolonialherren mit dem »Mutterland« verbinden oder in Gegensatz zu ihm bringen, so tut er das alles für seine Brüder. Sein Ziel ist es, ihnen beizubringen, wie man unsere Pläne vereiteln kann.

Kurz, in dieser Stimme entdeckt die Dritte Welt sich und

spricht zu *sich*. Man weiß, daß sie nicht homogen ist und daß man in ihr noch versklavte Völker trifft, Völker, die eine falsche Unabhängigkeit erworben haben, andere, die um ihre Souveränität kämpfen, und wieder andere, die die volle Freiheit errungen haben, jedoch unter der ständigen Drohung einer imperialistischen Aggression leben. Diese Unterschiede sind aus der Kolonialgeschichte hervorgegangen, das heißt aus der Unterdrückung. In der einen Kolonie hat sich das Mutterland damit begnügt, einige Feudalherren zu bezahlen, in der anderen Kolonie hat es, nach dem Prinzip »*Divide et impera*«, eine Kolonisiertenbourgeoisie aus dem Boden gestampft. Wieder woanders hat es ein doppeltes Spiel gespielt: die Kolonie ist gleichzeitig Ausbeutungs- und Ansiedlungskolonie. So hat Europa die Spaltungen und Gegensätze vermehrt, künstlich Klassen und manchmal auch Rassismen geschaffen und mit allen Mitteln versucht, eine Aufspaltung der kolonisierten Gesellschaften in verschiedene Schichten hervorzurufen und sie zu vertiefen. Fanon verheimlicht nichts: um gegen uns zu kämpfen, muß die ehemalige Kolonie auch gegen sich selbst kämpfen. Oder vielmehr: beides ist ein und dasselbe. Im Feuer des Kampfes müssen alle inneren Barrieren zerschmelzen, die ohnmächtige Bourgeoisie von Geschäftemachern und *compradores*, das stets privilegierte Stadtproletariat, das Lumpenproletariat der Slums, alle müssen sich nach den Positionen der ländlichen Massen ausrichten, dem eigentlichen Reservoir der nationalen und revolutionären Armee. In diesen Gegenden, deren Entwicklung der Kolonialismus bewußt gestoppt hat, tritt die Bauernschaft, wenn sie sich erhebt, sehr bald als die einzig *radikale* Klasse auf: sie kennt die nackte Unterdrückung, sie leidet sehr viel mehr darunter als die Arbeiter der Städte, und damit sie nicht verhungere, ist nicht weniger nötig als die Sprengung aller Strukturen. Wenn sie siegt, wird die nationale Revolution eine sozialistische sein. Wenn sie ihren Elan verliert, wenn die kolonisierte Bourgeoisie die Macht ergreift, wird der neue Staat trotz seiner formalen Souveränität in den Händen der Imperialisten bleiben. Das wird deutlich am Beispiel Katangas. Die Einheit der Dritten Welt ist noch nicht hergestellt. Dieses Unternehmen ist noch im Gang und setzt in jedem Land, vor und nach Erreichung der Unabhängigkeit, die Vereinigung aller Kolonisierten unter Führung der

Bauernklasse voraus. Das ist es, was Fanon seinen asiatischen und lateinamerikanischen Brüdern andersetzt: Entweder wir verwirklichen alle gemeinsam überall den revolutionären Sozialismus, oder wir werden nach dem andern durch unsere ehemaligen Tyrannen erdrückt werden. Er verheimlicht nichts, weder die Schwächen der Bewegung noch die Zwietracht noch die Mystifizierungen. Hier nimmt die Bewegung einen schlechten Ausgang, dort verliert sie durchschlagenden Anfangserfolge an Geschwindigkeit, woanders bleibt sie stecken. Wenn sie wieder in Gang kommt, müssen die Bauern ihre Bourgeoisie ins Meer werfen. Der Leser wird eindringlich vor den gefährlichsten Entfernungen gewarnt: der Führer, der Personenkult, die westliche Kultur, aber auch die Rückkehr der afrikanischen Kultur zum fernen Vergangenen. Die wahre Kultur ist die Revolution, das heißt, sie wird im Feuer des Kampfes geschmiedet. Ich spreche mit lauter Stimme, wir Europäer können ihn hören. Beweis dafür ist, daß Sie dies Buch in den Händen halten. Fürchtet er denn nicht, daß die Kolonialmächte auf seine Offenheit Profit schlagen?

Nein, er fürchtet nichts. Unsere Verfahrensweisen sind alt, sie können die Emanzipation manchmal bremsen, aber sie können sie nicht zum Stehen bringen. Und glauben Sie mir, nicht, daß wir unsere Methoden der neuen Situation anpassen könnten! Der Neo-Kolonialismus, dieser faule Trauerkinder des Mutterlandes, ist Schall und Rauch. Es gibt keine Kraft, es sei denn eine Schmalspur-Bourgeoisie, die sich an den Kolonialismus an die Macht gebracht hat. Unser Machtkolonialismus kann wenig ausrichten in dieser sehr aufgeweckten Welt, die unsere Lügen eine nach der anderen aufgesperrt hat. Dem Kolonialherrn bleibt nur ein Mittel: die Gewalt, und noch welche hat. Der Eingeborene hat nur eine Wahl: die Knechtschaft oder die Souveränität. Was kümmert es ihn, ob Sie sein Werk lesen oder nicht? Für seine Brüder entwerfen unsere alten Machenschaften und ist sicher, daß wir sie auf Lager haben. Zu ihnen sagt er: Europa hat seine Pfoten auf unsere Erdteile gelegt, und wir müssen so lange sie einstecken, bis es sie zurückzieht. Der Augenblick ist günstig: nichts passiert in Bizerta, in Elisabethville, im algerischen Bled, worüber nicht die ganze Erde informiert würde.

Blöcke beziehen entgegengesetzte Positionen und respektieren einander gegenseitig; profitieren wir von dieser Windstille, treten wir in die Geschichte ein, unser Einbruch soll sie zum erstenmal zur Universalgeschichte machen. Kämpfen wir! Mangels anderer Waffen wird die Geduld des Messers genügen.

Europäer, schlagt dieses Buch auf, dringt in es ein. Nach einigen Schritten im Dunkeln werdet ihr Fremde um ein Feuer versammelt sehen. Tretet heran und hört zu: sie beraten über das Schicksal, das sie euren Niederlassungen und euren Söldnern zgedacht haben. Sie werden euch vielleicht sehen, aber sie werden fortfahren, miteinander zu sprechen, ohne auch nur die Stimme zu dämpfen. Diese Gleichgültigkeit ist wie ein Stich ins Herz: die Väter, Kreaturen des Schattens, eure Kreaturen, waren tote Seelen; ihr gabt ihnen Licht, sie wandten sich nur an euch, und ihr machtet euch nicht einmal die Mühe, diesen »Zombies«¹ zu antworten. Die Söhne ignorieren euch: sie erleuchtet und wärmt ein Feuer, das nicht das eure ist. Ihr, in respektvollem Abstand, werdet euch flüchtig, nächtig, befangen fühlen: jetzt seid ihr an der Reihe; in jenem Dunkel, aus dem eine andere Morgenröte hervorgehen wird, seid ihr jetzt die »Zombies«.

Wenn es so ist, werdet ihr sagen, warum werfen wir das Buch dann nicht aus dem Fenster? Warum sollen wir es lesen, wenn es gar nicht für uns geschrieben ist? Aus zwei Gründen: der erste ist, daß Fanon euch seinen Brüdern erklärt und für sie den Mechanismus unserer Entfremdungen darlegt. Profitiert davon, um euch selbst als Gegenstände zu erkennen. Unsere Opfer kennen uns durch ihre Wunden und ihre Ketten: das macht ihr Zeugnis unwiderlegbar. Es genügt, daß sie uns zeigen, was wir aus ihnen gemacht haben, um zu erkennen, was wir aus uns gemacht haben. Ist das nützlich? Ja, weil Europa in großer Gefahr ist, zu krepieren. Aber, werdet ihr immer noch sagen, wir leben doch im Mutterland und mißbilligen die Ausschreitungen. Das stimmt: ihr seid keine Kolonialherren, aber ihr taugt deswegen noch nicht mehr. Sie sind eure Pioniere, ihr habt sie nach Übersee geschickt, sie haben euch bereichert. Ihr habt sie gewarnt: wenn sie zuviel Blut fließen ließen, würdet ihr sie mit den Lippen verurteilen. Ebenso unterhält ein Staat – von welcher Art auch immer – im Aus-

land einen Schwarm von Agitatoren, Provokateuren und Spionen, von denen er sich distanziert, wenn man sie faßt. Ihr, die ihr so liberal, so menschlich seid, die ihr die Liebe zur Kultur bis zur Preziosität treibt, ihr scheint zu vergessen, daß ihr Kolonien habt und daß man dort in eurem Namen mordet. Fanon offenbart seinen Kampfgefährten – vor allem denen, die etwas zu verwestlicht bleiben – die Solidarität der »Mutterländer« mit ihren kolonialen Agenten. Habt den Mut, ihn zu lesen, aus diesem ersten Grund, daß er euch beschämen wird, und weil die Schande, wie Marx gesagt hat, ein revolutionäres Empfinden ist. Seht, auch ich kann mich nicht von der subjektiven Illusion frei machen. Auch ich sage euch: »Alles ist verloren, wenn nicht . . .« Als Europäer stehle ich einem Feind sein Buch und mache es zu einem Mittel, Europa zu heilen. Profitiert davon!

Und das ist der zweite Grund: wenn man von dem faschistischen Geschwätz Sorels absieht, so wird man feststellen, daß Fanon seit Engels der erste ist, der die »Geburtshelferin der Geschichte« wieder ins rechte Licht setzt. Und glaubt nicht etwa, daß ein zu heißes Blut oder eine unglückliche Kindheit ihm eine besondere Vorliebe für die Gewalt gegeben hätten! Er macht sich nur zum Interpreten der Situation, das ist alles. Aber das genügt, um Schritt für Schritt die Dialektik darzulegen, die die liberale Heuchelei euch verbirgt und die uns ebenso hervorgebracht hat wie ihn.

Im vorigen Jahrhundert hielt die Bourgeoisie die Arbeiter für Neider, die durch vulgäre Gelüste außer Rand und Band gekommen seien, aber sie war dennoch bemüht, diese brutalen Gewaltmenschen in unsere Art miteinzuschließen: wenn sie nicht Menschen und frei wären, wie hätten sie dann ihre Arbeitskraft frei verkaufen können? In Frankreich, in England gibt sich der Humanismus universal.

Mit der Zwangsarbeit ist es genau das Gegenteil: kein Vertrag, wohl aber die Einschüchterung; die Unterdrückung zeigt sich also offen. Unsere Soldaten in Übersee lehnen den Universalismus des Mutterlandes ab und wenden auf die menschliche Gattung einen *numerus clausus* an: weil keiner seinesgleichen ausplündern, unterjochen oder töten kann, ohne ein Verbrechen zu begehen, erheben sie es zum Prinzip, daß der

Kolonisierte kein Mensch ist. Unsere »Stoßtruppe« hat den Auftrag erhalten, diese abstrakte Gewißheit in Realität zu verwandeln: es ist der Befehl ergangen, die Bewohner des annektierten Territoriums auf die Stufe eines höheren Affen hinabzudrücken, um dem Kolonialherrn die Rechtfertigung dafür zu geben, daß er sie wie Arbeitstiere behandelt. Die koloniale Gewalt hat nicht nur den Zweck, diesen unterdrückten Menschen Respekt einzujagen, sie versucht sie zu entmenslichen. Mit nichts wird gespart, um ihre Traditionen zu vernichten, um ihre Sprachen durch unsere zu ersetzen, um ihre Kultur zu zerstören, ohne ihnen die unsere zu geben; sie werden durch Erschöpfung abgestumpft. Wenn sie, krank und unterernährt, immer noch Widerstand leisten, wird die Angst ihnen den Rest geben: erst setzt man dem Bauern das Gewehr auf die Brust, dann kommen die Zivilisten, die sich auf seinem Boden niederlassen und ihn mit der Reitpeitsche zwingen, für sie zu arbeiten. Wenn er Widerstand leistet, schießen die Soldaten, und ein Mensch ist tot; wenn er nachgibt, verkümmert er und ist kein Mensch mehr; die Schande und die Furcht werden seinen Charakter brüchig machen, seine Person auflösen. Die Operation wird rücksichtslos durchgeführt, von Experten: die »psychologische Behandlung« ist keine moderne Erfindung, ebensowenig wie die Gehirnwäsche. Und dennoch, trotz so vielen Anstrengungen, ist das Ziel nirgends erreicht: weder im Kongo, wo man den Negern die Hände abhackte, noch in Angola, wo man, erst kürzlich, die Lippen der Unzufriedenen durchlöcherte, um sie mit Schlössern zu verriegeln. Und ich behaupte nicht, daß es unmöglich sei, einen Menschen in ein Tier zu verwandeln: ich sage nur, daß man es nicht erreicht, ohne ihn ganz erheblich zu zermürben. Schläge genügen niemals; man muß ihn im Zustand der Unterernährung halten. Das ist der Ärger mit der Versklavung: wenn man ein Mitglied unserer Art zähmt, vermindert man seinen Ertrag, und so wenig man ihm auch gibt, ein Mensch als Arbeitstier wird immer mehr kosten, als er einbringt. Aus diesem Grunde sind die Kolonialherren gezwungen, die Abrichtung auf halbem Wege abubrechen. Das Ergebnis: weder Mensch noch Tier, sondern ein Eingeborener. Geschlagen, unterernährt, krank, verängstigt, aber nur bis zu einem gewissen Grad, hat er, ob gelb, schwarz oder weiß, immer die gleichen Wesens-

züge: er ist faul, hinterhältig und stiehlt, lebt von nichts und kennt nur die Gewalt.

Armer Kolonialherr: da liegt sein ganzer Widerspruch. Er müßte, wie es (so sagt man) das Genie tut, jene, die er ausplündert, töten. Aber gerade das ist nicht möglich, denn er muß sie ja auch ausbeuten. Weil er das Massaker nicht bis zum Völkermord treibt und die Versklavung nicht bis zur Vertierung, verliert er die Zügel, und die Operation kehrt sich in ihr Gegenteil um; eine unbestechliche Logik wird sie bis zur Dekolonisation führen.

Jedoch nicht sofort. Zunächst herrscht der Europäer. Er hat schon verloren, aber er merkt es nicht. Er weiß noch nicht, daß die Eingeborenen falsche Eingeborene sind. Seiner Meinung nach tut er ihnen Böses an, um das Böse, das sie in sich haben, zu zerstören oder zurückzudrängen. Nach drei Generationen werden ihre verderblichen Instinkte verschwunden sein. Welche Instinkte? Diejenigen, die die Sklaven dazu treiben, ihren Herrn zu ermorden? Wieso erkennt er darin nicht seine eigene Grausamkeit wieder, die sich jetzt gegen ihn kehrt? Wieso findet er in der Brutalität dieser unterdrückten Bauern nicht seine Kolonialherrnbrutalität wieder, die sie mit allen Poren eingesogen haben und von der sie nicht genesen können? Der Grund dafür ist einfach: diese herrische Persönlichkeit, die von ihrer ganzen Macht berauscht ist und fast verrückt vor Angst, sie zu verlieren, erinnert sich nicht mehr sehr gut daran, daß auch sie ein Mensch war, sie hält sich für eine Peitsche oder für ein Gewehr. Sie ist schließlich zu der Meinung gelangt, daß die Zähmung »niederer Rassen« durch die Bedingtheit ihrer Reflexe erreicht werde. Sie vernachlässigt das menschliche Gedächtnis, die unauslöschlichen Erinnerungen. Und dann ist da vor allem das, was sie vielleicht niemals gewußt hat: wir werden zu dem, was wir sind, nur durch die innere und radikale Negation dessen, was man aus uns gemacht hat. Drei Generationen? Von der zweiten an haben die Söhne, kaum daß sie das Licht der Welt erblickten, gesehen, wie ihre Väter geschlagen wurden. In der Sprache der Psychiatrie ist das ihr »Trauma«. Für das ganze Leben. Aber diese ständig wiederholten Aggressionen bringen sie gerade nicht dazu, sich zu unterwerfen, sondern reißen sie vielmehr in einen unerträglichen Widerspruch, der sich früher oder später gegen den Europäer kehren

wird. Wenn man sie dann ihrerseits abrichtet, wenn man sie die Schande, den Schmerz und den Hunger erfahren läßt, so wird man in ihren Körpern nur eine vulkanische Wut erzeugen, deren Gewalt der des Druckes gleich ist, der auf sie ausgeübt wird. Die kennen nur die Gewalt, sagen Sie? Natürlich. Zunächst ist es nur die des Kolonialherrn und bald nur die ihre, das heißt, die gleiche, die wie ein Spiegelbild auf uns zurückgeworfen wird. Täuschen wir uns nicht! Gerade durch diese blinde Wut, durch diesen Groll und diese Verbitterung, durch ihr permanentes Verlangen, uns zu töten, gerade durch die ständige Anspannung gewaltiger Muskeln, die Angst haben, sich zu entspannen, sind sie Menschen: *durch* den Kolonialherrn, der sie zu Menschen der Qual gemacht hat, und *gegen* ihn. Wenn auch noch blind und abstrakt, ist doch der Haß ihr einziges Gut. Der Herr ruft ihn hervor, weil er versucht, sie zu vertieren, und es gelingt ihm nicht, ihn zu brechen, weil seine Interessen ihn auf halbem Wege anhalten lassen. So bleiben die falschen Eingeborenen noch Menschen durch die Macht und die Ohnmacht des Unterdrückers, die sich bei ihnen in die hartnäckige Ablehnung einer Vertierung verwandeln. Das übrige ist dann klar. Natürlich sind sie faul: das ist Sabotage. Hinterlistig und diebisch: bei Gott! Ihre kleinen Diebstähle sind der Beginn eines noch unorganisierten Widerstandes. Das genügt noch nicht: es gibt einige, die sich selbst bestätigen, indem sie mit bloßen Händen gegen Gewehre vorgehen. Das sind ihre Helden. Und andere machen sich zu Menschen, indem sie Europäer ermorden. Man erschlägt sie: aber als Banditen und Märtyrer begeistern sie durch ihren Opfertod die terrorisierten Massen.

Terrorisiert, ja: in diesem neuen Moment wird die koloniale Aggression bei den Kolonisierten als Terror verinnerlicht. Darunter verstehe ich nicht nur die Furcht, die sie vor unseren unerschöpflichen Unterdrückungsmethoden haben, sondern auch die, die ihnen ihre eigene Wut einflößt. Sie sind eingekeilt zwischen unseren Waffen, die auf sie gerichtet sind, und jenen entsetzlichen Gelüsten, jenen Mordgelüsten, die in ihnen aufsteigen und die sie nicht immer erkennen. Denn es ist zunächst nicht *ihre* Gewalt, sondern unsere, die in ihnen anwächst und sie zerreißt. Und im ersten Moment verdrängen diese Unterdrückten jene uneingestandene Wut, die von ihrer und unserer

Moral mißbilligt wird, aber andererseits gerade das letzte Residuum ihrer Menschlichkeit ist. Lesen Sie Fanon, und Sie werden erkennen, daß zur Zeit ihrer Ohnmacht das kollektive Unterbewußtsein der Kolonisierten die Mordlust ist.

Diese zurückgehaltene Wut dreht sich, wenn sie nicht ausbricht, im Kreise herum und richtet unter den Unterdrückten selbst Verheerungen an. Um sich von ihr zu befreien, schlachten sie sich untereinander ab: die Stämme kämpfen gegeneinander, weil sie den eigentlichen Feind nicht angreifen können – und man kann sich darauf verlassen, daß die Kolonialpolitik ihre Rivalitäten schüren wird. Der Bruder, der sein Messer gegen seinen Bruder erhebt, glaubt das verabscheute Bild ihrer gemeinsamen Erniedrigung ein für allemal zu tilgen. Aber diese Sühneopfer können ihren Blutdurst nicht stillen; sie werden nur dann nicht gegen unsere Maschinengewehre marschieren, wenn sie sich zu unseren Komplizen machen. Den Prozeß der Entmenschlichung, den sie zurückweisen, beschleunigen sie aus eigener Kraft. Unter den belustigten Blicken des Kolonialherrn wappnen sie sich gegen sich selbst mit übernatürlichen Schranken, indem sie bald alte, furchterregende Mythen aufleben lassen, bald sich durch allerstrengste Riten fesseln. So flieht der Besessene vor seiner eigentlichen Begierde in eine Manie, die ihn in jedem Augenblick in Anspruch nimmt. Sie tanzen: das beschäftigt sie; das entspannt ihre schmerzlich gespannten Muskeln, und außerdem ist der Tanz oft unbewußt die geheime Pantomime des Nein, das sie nicht sagen dürfen, der Morde, die sie nicht zu begehen wagen. In bestimmten Gegenden ist die Besessenheit ihre letzte Zuflucht. Was einst nur eine religiöse Erscheinung war, eine bestimmte Kommunikation des Gläubigen mit dem Heiligen, wird zu einer Waffe gegen Verzweiflung und Demütigung: die Zars, die Loas, die Heiligen der Heiligensippen steigen zu ihnen herab, steuern ihre Gewalt und verzehren sie in Trancezuständen bis zur Erschöpfung. Gleichzeitig werden sie von diesen hohen Persönlichkeiten beschützt: das heißt, die Kolonisierten wehren sich gegen die koloniale Entfremdung, indem sie die religiöse Entfremdung verstärken. Mit dem einzigen Resultat, daß sie schließlich beide Entfremdungen aufeinanderhäufen und die eine die andere verstärkt. So glauben in bestimmten Psychosen die Halluzinierten, die der täglichen Beleidigungen

müde sind, eines Tages eine Engelstimme zu hören, die ihnen schmeichelt. Die Schmähungen hören deshalb nicht auf, sie wechseln jetzt nur mit Beglückwünschungen ab. Das ist eine Abwehr und der Zweck ihres Abenteuers: die Person ist aufgelöst, der Kranke entwickelt sich zum Wahnsinn hin. Fügen Sie, für einige streng ausgewählte Unglückliche, noch jene andere Besessenheit hinzu, von der ich oben gesprochen habe: die westliche Kultur. Ich an ihrer Stelle, werden Sie sagen, würde meine Zars der Akropolis vorziehen. Gut, Sie haben verstanden. Allerdings nicht ganz, denn Sie sind nicht an ihrer Stelle. Noch nicht. Andernfalls würden Sie wissen, daß jene keine andere Wahl haben: sie häufen aufeinander. Zwei Welten, das ergibt zwei Besessenheiten: man tanzt die ganze Nacht, und in der Morgendämmerung drängt man sich in die Kirchen, um die Messe zu hören. Von Tag zu Tag wird der Riß größer. Unser Feind verrät seine Brüder und macht sich zu unserem Komplizen. Seine Brüder machen es ebenso. Der Eingeborenenstatus ist eine Neurose, die vom Kolonialherrn bei den Kolonisierten *mit ihrer Zustimmung* eingeführt und aufrechterhalten wird.

Gleichzeitig den Status eines Menschen verlangen und verleugnen: dieser Widerspruch ist explosiv. Deshalb explodiert er auch, das wissen Sie ebensogut wie ich. Und wir leben in der Zeit der Explosionen. Ob der Anstieg der Geburten die Hungersnot vergrößert, ob die Neuankömmlinge befürchten müssen, etwas mehr zu leben als zu sterben – die Sturmflut der Gewalt reißt alle Schranken nieder. In Algerien und Angola massakriert man die Europäer öffentlich. Das ist der Moment des Bumerang, die dritte Phase der Gewalt: sie kommt auf uns zurück, sie schlägt uns, und wir verstehen so wenig wie früher, daß es die unsre ist. Die »Liberalen« erstarren vor Entsetzen: sie geben zu, daß wir mit den Eingeborenen nicht gerade sehr höflich umgegangen sind, daß es gerechter und klüger gewesen wäre, ihnen im Rahmen des Möglichen bestimmte Rechte zuzubilligen; sie waren bereit, sie schubweise und ohne Kautio in unseren geschlossenen Klub aufzunehmen: und jetzt werden sie von der barbarischen und tollwütigen Entfesselung ebensowenig verschont wie die bösen Kolonialherren. Die Linke des Mutterlandes ist in Verlegenheit: sie kennt das wahre Los der Eingeborenen, ihre erbarmungslose Unter-

drückung, sie verurteilt ihren Aufstand nicht, weil sie weiß, daß wir alles getan haben, um ihn hervorzurufen. Aber es gibt einfach Grenzen, denkt die Linke: diesen Guerillakämpfern müßte es am Herzen liegen, sich ritterlich zu verhalten; das wäre das beste Mittel, zu beweisen, daß sie Menschen sind. Manchmal tadelt sie sogar: »Ihr geht zu weit, wir werden euch nicht mehr unterstützen.« Sie pfeifen darauf: diese Unterstützung kann sich die Linke an den Hut stecken. Sobald der Krieg begonnen hatte, haben sie jene harte Wahrheit erkannt: wir »Mutterländer« taugen alle, wie wir sind, gleich viel; wir haben alle von ihnen profitiert, sie haben nichts zu beweisen, sie werden niemanden bevorzugt behandeln. Sie haben nur eine einzige Aufgabe, ein einziges Ziel: den Kolonialismus mit *allen* Mitteln zum Teufel zu jagen. Und die Einsichtigsten unter uns wären zur Not bereit, das gelten zu lassen, aber sie können nicht umhin, in dieser Kraftprobe ein ganz unmenschliches Mittel zu sehen, zu welchem Untermenschen gegriffen haben, um eine Menschlichkeitscharta gewährt zu bekommen. Man soll sie ihnen also so schnell wie möglich zubilligen, und dann mögen sie durch friedliche Unternehmen versuchen, sie zu verdienen. Wie rassistisch sind doch unsere schönen Seelen!

Es wird ihnen gut tun, Fanon zu lesen. Diese ununterdrückbare Gewalt ist, wie er genau nachweist, kein absurdes Unwetter, auch nicht das Wiederdurchbrechen wilder Instinkte, ja nicht einmal die Wirkung eines Ressentiments: sie ist nichts weiter als der sich neu schaffende Mensch. Diese Wahrheit haben wir, glaube ich, gewußt und wieder vergessen: keine Sanftmut kann die Auswirkungen der Gewalt auslöschen, nur die Gewalt selbst kann sie tilgen. Und der Kolonisierte heilt sich von der kolonialen Neurose, indem er den Kolonialherrn mit Waffengewalt davonjagt. Wenn seine Wut ausbricht, findet er sein verlorenes Selbstverständnis wieder, und er erkennt sich genau in dem Maße, wie er sich schafft. Von weitem halten wir seinen Krieg für den Triumph der Barbarei. Aber er bewirkt durch sich selbst die fortschreitende Emanzipation des Kämpfers und vernichtet in ihm und außerhalb seiner Schritt für Schritt die koloniale Finsternis. Sobald dieser Krieg ausbricht, ist er erbarmungslos. Man bleibt entweder terrorisiert oder wird selbst terroristisch. Das heißt: sich entweder den Auflösungsprozessen eines verfälschten Lebens überlassen

oder die ursprüngliche Einheit erringen. Wenn die Bauern zu den Waffen greifen, verbleichen die alten Mythen, die Tabus werden eins nach dem anderen umgestülpt: die Waffe des Kämpfers ist seine Menschlichkeit. Denn in der ersten Zeit des Aufstands muß getötet werden: einen Europäer erschlagen heißt zwei Fliegen auf einmal treffen, nämlich gleichzeitig einen Unterdrücker und einen Unterdrückten aus der Welt schaffen. Was übrigbleibt, ist ein toter Mensch und ein freier Mensch. Der Überlebende fühlt zum erstenmal einen *nationalen* Boden unter seinen Füßen. Von diesem Moment an weicht die Nation nicht mehr von ihm: man findet sie dort, wohin er geht, wo er ist, niemals weiter weg – sie wird eins mit seiner Freiheit. Aber nach der ersten Überraschung reagiert die Kolonialarmee: man muß sich vereinigen, oder man wird abgeschlachtet. Die Stammesstreitigkeiten klingen ab, verschwinden nach und nach: schon darum, weil sie die Revolution gefährden, aber vor allem, weil sie keine andere Funktion hatten, als die Gewalt an falschen Feinden abzureagieren. Wenn sie bestehenbleiben – wie im Kongo –, so deshalb, weil sie von Agenten des Kolonialismus geschürt werden. Die Nation setzt sich in Marsch: für jeden Bruder ist sie überall da, wo andere Brüder kämpfen. Diese brüderliche Liebe ist die Kehrseite des Hasses, den sie gegen uns nähren: Brüder, sofern jeder von ihnen getötet hat oder in jedem Augenblick getötet haben kann. Fanon zeigt seinen Lesern die Grenzen der »Spontaneität«, die Notwendigkeit und die Gefahren der »Organisation«. Aber wie riesig auch die Aufgabe sein mag, auf jeder Entwicklungsstufe des Unternehmens vertieft sich das revolutionäre Bewußtsein. Die letzten Komplexe verflüchtigen sich. Man komme uns bloß nicht mit dem »Abhängigkeitskomplex« bei einem Soldaten der »Nationalen Befreiungsarmee« (ALN). Von seinen Scheuklappen befreit, gewinnt der Bauer das Bewußtsein seiner Bedürfnisse, die er, als sie ihn töteten, zu ignorieren versuchte; jetzt entdeckt er sie als unendliche Forderungen. In dieser Volksgewalt – um fünf, acht Jahre standzuhalten wie die Algerier – können militärische, soziale und politische Notwendigkeiten nicht unterschieden werden. Der Krieg – und sei es nur durch die Frage des Kommandos und der Verantwortlichkeiten – schafft neue Strukturen, die die ersten Institutionen des Friedens sein werden. So entsteht also

der Mensch bis hin zu neuen Traditionen, den zukünftigen Töchtern einer Gegenwart des Schreckens; so wird er legitimiert durch ein Recht, das täglich im Feuer des Kampfes entsteht. Wenn der letzte Kolonialherr getötet, davongejagt oder assimiliert ist, wird die Art der Minderheit verschwinden und der sozialistischen Brüderlichkeit Platz machen. Und das ist noch nicht alles: dieser Kämpfer überspringt die Etappen. Man kann sich vorstellen, daß er nicht seine Haut riskiert, um sich schließlich auf derselben Stufe wie der alte »mutterländische« Mensch wiederzufinden. Sehen Sie seine Geduld: vielleicht träumt er manchmal von einem neuen Dien-Bien-Phu, aber glauben Sie mir, er rechnet nicht wirklich damit: er ist ein kämpfender Bettler, der in seinem Elend gegen ausgezeichnet bewaffnete reiche Leute kämpft. In der Erwartung entscheidender Siege und oft ohne jede Erwartung setzt er seinem Gegner mit einem Nervenkrieg zu. Das geht nicht ohne schreckliche Verluste ab. Die Kolonialarmee wird wild: Absperrungen, Razzien, »Umsiedlungen«², Strafexpeditionen; Frauen und Kinder werden massakriert. Er weiß es: dieser neue Mensch beginnt sein Menschenleben mit dem Ende, er hält sich für einen potentiellen Toten. Er wird getötet werden. Das heißt nicht nur, daß er das Risiko auf sich nimmt, sondern daß er sich dessen gewiß ist. Dieser potentielle Tote hat seine Frau und seine Söhne verloren. Er hat so viele sterben sehen, daß er eher siegen will als überleben. Andere werden von seinem Sieg profitieren, nicht er, er ist zu müde. Aber diese Müdigkeit des Herzens ist der Grund für einen unglaublichen Mut. Wir finden unsere Menschlichkeit diesseits von Tod und Verzweiflung, er findet sie jenseits von Folter und Tod. Wir haben den Wind gesät, er ist der Sturm. Ein Sohn der Gewalt, schöpft er aus ihr in jedem Augenblick seine Menschlichkeit: wir waren Menschen auf seine Kosten, er macht sich zum Menschen auf unsere Kosten. Zu einem neuen Menschen – von besserer Qualität.

Hier hält Fanon an. Er hat den Weg gewiesen: als Wortführer der Kämpfer hat er die Vereinigung, die Einheit des afrikanischen Kontinents gegen alle Zwietracht und Partikularismen gefordert. Sein Ziel ist erreicht. Wenn er das historische Faktum der Dekolonisation vollständig beschreiben wollte, müßte

er von uns sprechen: was keineswegs seine Absicht ist. Aber wenn wir das Buch geschlossen haben, wirkt es, unabhängig von seinem Verfasser, in uns fort, denn wir empfinden die Kraft der revolutionären Völker, und wir antworten darauf durch die Gewalt. Es entsteht also ein neues Moment der Gewalt, und diesmal muß man auf uns zu sprechen kommen, denn sie ist im Begriff, uns in dem Maße zu verändern, wie sich der Eingeborene durch sie verändert. Jeder mag seine Überlegungen weiterführen, wie er will, vorausgesetzt, daß er überhaupt überlegt: im heutigen Europa, so betäubt es auch ist von den Schlägen, die man ihm beibringt, in Frankreich, in Belgien, in England, ist die harmloseste Zerstreung des Denkens eine verbrecherische Komplizenschaft mit dem Kolonialismus. Dieses Buch hat eigentlich kein Vorwort nötig. Um so mehr, als es sich nicht an uns wendet. Ich habe trotzdem eines geschrieben, um die Dialektik bis zu Ende zu führen: auch wir Europäer werden dekolonisiert. Das heißt, durch eine blutige Operation wird der Kolonialherr ausgerottet, der auch in jedem von uns steckt. Schauen wir uns selbst an, wenn wir den Mut dazu haben, und sehen wir, was mit uns geschieht.

Zunächst müssen wir ein unerwartetes Schauspiel über uns ergehen lassen: das Strip-tease unseres Humanismus. Da steht er also ganz nackt da, kein schöner Anblick. Er war nur eine verlogene Ideologie, die ausgeklügelte Rechtfertigung der Plünderung. Seine Rührung und seine Preziosität verbürgten unsere Aggressionen. Sie sehen gut aus, unsere Gewaltlosen: weder Opfer noch Henker. Kommt mir bloß nicht damit! Wenn ihr keine Opfer seid, wenn die Regierung, für die ihr gestimmt habt, wenn die Armee, in der eure jungen Brüder gedient haben, ohne Hemmung oder Gewissensbisse einen »Völkermord« unternommen haben, dann seid ihr unzweifelhaft Henker. Und wenn ihr euch dafür entscheidet, Opfer zu sein, ein oder zwei Tage Gefängnis zu riskieren, so habt ihr nur beschlossen, eure Hände aus dem Spiel zu ziehen. Aber ihr könnt sie nicht herausziehen, sie müssen bis zum Schluß drinbleiben. Seht doch endlich folgendes ein: wenn die Gewalt heute abend begonnen hätte, wenn es auf der Erde niemals Ausbeutung noch Unterdrückung gegeben hätten, dann könnte die demonstrative Gewaltlosigkeit vielleicht den Streit besänftigen. Aber wenn das ganze System bis zu euren gewalt-

losen Gedanken von einer tausendjährigen Unterdrückung bedingt ist, dann dient eure Passivität nur dazu, euch auf die Seite der Unterdrücker zu treiben.

Ihr wißt genau, daß wir Ausbeuter sind. Ihr wißt genau, daß wir erst das Gold und die Metalle und dann das Erdöl der »neuen Kontinente« genommen und in unsere alten Mutterländer gebracht haben. Nicht ohne ausgezeichnete Ergebnisse: Paläste, Kathedralen, Industriestädte. Und dann, als die Krise drohte, waren die Kolonialmärkte da, um sie zu drosseln oder abzulenken. Das mit Reichtümern gemästete Europa billigte allen seinen Einwohnern *de jure* die Menschlichkeit zu. Ein Mensch heißt bei uns ein Komplize, weil wir *alle* von der kolonialen Ausbeutung profitiert haben. Dieser fette und farblose Kontinent verfiel dem, was Fanon zu Recht »Narzißmus« nennt. Cocteau regte sich über Paris auf, »diese Stadt, die ständig von sich selbst spricht«. Und was tut Europa? Und Nordamerika, dieses übereuropäische Monstrum? Dieses Geschwätz von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Liebe, Ehre, Vaterland, was weiß ich. Das hinderte uns nicht daran, gleichzeitig rassistische Reden zu halten: dreckiger Neger, dreckiger Jude, dreckiger Araber. Liberale und zarte gute Seelen – mit anderen Worten, Neo-Kolonialisten – gaben sich schockiert über diese Inkonsequenz. Ob aus Irrtum oder schlechtem Gewissen: nichts ist bei uns konsequenter als ein rassistischer Humanismus, weil der Europäer nur dadurch sich zum Menschen hat machen können, daß er Sklaven und Monstren hervorbrachte. Solange es Eingeborene gab, wurde dieser Schwindel nicht entlarvt. Man stieß bei der Menschengattung auf eine abstrakte Forderung nach Universalität, die dazu diente, realistischere Praktiken zu kaschieren: jenseits der Meere gab es eine Rasse von Untermenschen, die dank unserer Hilfe vielleicht in tausend Jahren unseren Status erreicht haben würden. Kurz, man verwechselte die ganze Gattung mit der Elite. Heute bringt der Eingeborene seine Wahrheit zutage. Sofort offenbart unser so geschlossener Klub seine Schwäche: er war nicht mehr und nicht weniger als eine Minorität. Schlimmer noch: weil die andern sich gegen uns zu Menschen machen, wird deutlich, daß wir die Feinde der menschlichen Gattung sind. Die Elite offenbart ihre eigentliche Natur: sie ist eine Bande. Unsere teuren Werte verlieren ihre Flügel, von

nahem betrachtet wird man nicht einen einzigen finden, der nicht mit Blut befleckt ist. Wenn Sie ein Beispiel haben wollen, so denken Sie an das schöne Wort: Wie großmütig ist Frankreich! Großmütig, wir? Und Sétif? Und jene acht Jahre grausamer Krieg, der mehr als eine Million Algerier das Leben gekostet hat? Und die »Gégène«³? Aber verstehen Sie recht, man wirft uns nicht etwa vor, irgendeine Mission verraten zu haben, aus dem einfachen Grunde nämlich, daß wir gar keine hatten. Die Großmut selbst steht in Frage. Dieses schön klingende Wort hat nur einen Sinn: zugebilligter Status. Was die neuen und befreiten Menschen betrifft, die uns gegenüberstehen, hat niemand die Macht noch das Privileg, irgend jemandem irgend etwas zu geben. Jeder hat alle Rechte. Über alle. Und wenn die menschliche Art sich eines Tages vollendet hat, wird sie sich nicht als die Summe der Bewohner des Erdballs definieren, sondern als die unendliche Einheit ihrer Wechselseitigkeiten. Hier halte ich an. Sie werden die Arbeit mühelos beenden können. Es genügt, zum ersten- und zum letztenmal unseren aristokratischen Tugenden ins Gesicht zu schauen: sie schwinden dahin. Wie sollten sie die Aristokratie der Untermenschen überleben, die sie hervorgebracht hat? Vor einigen Jahren hat ein bürgerlicher – und kolonialistischer – Kommentator zur Verteidigung des Westens nur noch sagen können: »Wir sind keine Engel, aber wir haben wenigstens Gewissensbisse.« Was für ein Eingeständnis! Früher hatte unser Kontinent andere Stützen: das Parthenon, Chartres, die Menschenrechte, das Sonnenrad. Heute weiß man, was sie wert sind. Und man kann uns nur noch durch das ganz christliche Gefühl von unserer Schuld aus dem Schiffbruch retten. Das ist das Ende: Europa ist an allen Ecken leck. Was ist denn geschehen? Ganz einfach dies: bisher waren wir die Subjekte der Geschichte, jetzt sind wir ihre Objekte. Das Kräfteverhältnis hat sich umgekehrt, die Dekolonisation hat begonnen. Alles, was unsere Söldner versuchen können, ist, deren Vollendung zu verzögern.

Außerdem müssen die alten »Mutterländer« ihre ganze Kraft für eine im voraus verlorene Schlacht einsetzen. Diese alte koloniale Brutalität, die den zweifelhaften Ruhm von Bugaud⁴ ausmachte, finden wir am Ende des Abenteuers ver- hundertfacht wieder, und doch reicht sie nicht mehr aus. Man

schickt seine Truppen nach Algerien, sie halten sich dort seit sieben Jahren, ohne Erfolg. Die Gewalt hat die Richtung geändert. Als wir siegreich waren, übten wir sie aus, ohne daß sie uns zu verändern schien. Sie zersetzte die anderen, und wir, die Menschen, unser Humanismus blieben intakt. Durch den Profit geeint, nannten die Mutterländer die Gemeinschaft ihrer Verbrechen Brüderlichkeit und Liebe. Heute, wo dieselbe Gewalt überall blockiert ist, kommt sie durch unsere Soldaten auf uns zurück, wird verinnerlicht und besitzt uns. Die Rückbildung beginnt: der Kolonisierte setzt sich wieder zusammen, und wir, ob Ultras oder Liberale, Kolonialherren oder Bewohner des »Mutterlandes«, wir zersetzen uns. Schon herrschen die nackte Wut und die nackte Angst: in den »Ratonnades«⁵ treten sie offen zutage. Wo sind jetzt die Wilden? Wo ist die Barbarei? Nichts fehlt, nicht einmal das Tam-tam: die Hupen geben den Rhythmus für »Algérie Française«, während Europäer Moslems lebendig verbrennen lassen. Fanon erinnert daran, daß vor nicht allzu langer Zeit die Psychiater auf ihren Kongressen über die Eingeborenenkriminalität entsetzt waren: diese Leute töten sich gegenseitig, sagten sie, das ist nicht normal; die Hirnrinde des Algeriers muß unterentwickelt sein. In Zentralafrika haben andere festgestellt, daß »der Afrikaner sein Stirnhirn sehr wenig benutzt«. Diese Wissenschaftler sollten heute einmal ihre Untersuchung in Europa fortsetzen und besonders bei den Franzosen. Denn auch wir müssen seit einigen Jahren von Gehirnrägheit befallen sein: die Patrioten ermorden jetzt ein bißchen ihre Landsleute; im Falle der Abwesenheit lassen sie den Hausmeister und das Haus in die Luft gehen. Das ist nur ein Anfang: für den Herbst oder für das nächste Frühjahr ist der Bürgerkrieg vorgesehen. Das Stirnhirn scheint jedoch in bestem Zustand zu sein. Ist es nicht vielmehr so, daß, da wir mit den Eingeborenen nicht fertig werden, die Gewalt zu uns zurückkehrt, sich in uns anstaut und einen Ausgang sucht? Die Vereinigung des algerischen Volkes bringt die Entzweiung des französischen Volkes hervor. Auf dem gesamten Territorium des Mutterlandes führen die Stämme Kriegstänze auf und bereiten sich auf den Kampf vor. Der Terror hat Afrika verlassen, um sich bei uns einzunisten. Denn es gibt hier einfach Irre, die uns mit unserem Blut die Schande bezahlen lassen wollen, daß wir vom Eingebore-

nen geschlagen worden sind; und dann gibt es die anderen, alle anderen, die ebenso schuldig sind – wer ist denn nach Bizerta, nach den Septembermorden auf die Straße gegangen, um »genug« zu rufen? –, aber besonnener: die Liberalen, die allerhärtesten der weichen Linken. Auch in ihnen steigt das Fieber. Und die Streitsucht. Aber welchen Schiß sie haben! Sie verschleiern sich ihre Wut durch Mythen, durch komplizierte Riten. Um die Bezahlung der endgültigen Rechnung und die Stunde der Wahrheit zu verzögern, haben sie uns einen großen Mediziner an die Spitze gestellt, dessen Aufgabe es ist, uns um jeden Preis in der Dunkelheit zu lassen. Es ist nichts zu machen: von den einen proklamiert, von den anderen verdrängt, dreht sich die Gewalt um sich selbst. Eines Tages wird sie in Metz ausbrechen, am nächsten Tag in Bordeaux. Sie ist hier ausgebrochen, sie wird dort ausbrechen, wie bei jenem Spiel, wo einer dem anderen unbemerkt einen Gegenstand zusteckt. Jetzt werden wir Schritt für Schritt den Weg gehen, der zum Eingeborenenstatus führt. Aber damit wir vollständig zu Eingeborenen würden, müßte unser Land von den früheren Kolonisierten besetzt werden, und wir müßten vor Hunger krepieren. Das wird nicht geschehen: nein, wir sind geradezu verhext vom verfallenen Kolonialismus und werden bald von ihm geritten werden, senil und arrogant, wie wir sind. Das ist unser Zar, unser Loa. Und beim letzten Kapitel von Fanon werden Sie sich überzeugen, daß es besser ist, ein Eingeborener auf der tiefsten Stufe seines Elends zu sein als ein ehemaliger Kolonialherr. Es ist nicht gut, daß ein Polizeibeamter gezwungen ist, zehn Stunden am Tag zu foltern. Bei diesem Arbeitsstil werden eines Tages die Nerven durchgehen, wenn den Henkern nicht in ihrem eignen Interesse verboten wird, Überstunden zu machen. Wenn man die Moral der Nation und der Armee mit der Strenge der Gesetze verteidigen will, dann ist es nicht gut, daß jene durch diese systematisch demoralisiert wird, noch daß ein Land republikanischer Tradition seine Jugendlichen zu Hunderttausenden putschistischen Offizieren anvertraut. Es ist nicht gut, meine Landsleute, Sie, die Sie alle die in unserem Namen begangenen Verbrechen kennen, es ist wirklich nicht gut, daß Sie niemandem auch nur ein Wort davon sagen, nicht einmal Ihrer eignen Seele, aus Angst, über sich selbst zu Gericht sitzen zu müssen. Anfangs haben Sie

nichts gewußt, ich will es glauben, dann haben Sie gezweifelt, jetzt wissen Sie, aber Sie schweigen immer noch. Acht Jahre Schweigen, das korrumpiert. Und zudem noch umsonst: heute steht die sengende Sonne der Folter am Zenit und blendet alle Länder. Unter diesem Licht gibt es kein Lachen, das nicht falsch klänge, kein Gesicht, das sich nicht schminken müßte, um die Wut oder die Angst zu kaschieren, keine Handlung, die nicht unseren Ekel oder unsere Komplizenschaft verriete. Heute genügt es, daß sich zwei Franzosen treffen, und eine Leiche ist zwischen ihnen. Sagte ich »eine«? Frankreich war einst der Name eines Landes. Passen wir auf, daß es nicht der Name einer Neurose wird.

Gibt es eine Heilung? Ja. Die Gewalt kann, wie die Lanze des Achill, die Wunden vernarben, die sie geschlagen hat. Heute sind wir gefesselt, gedemütigt, krank vor Angst: auf der tiefsten Stufe. Glücklicherweise genügt das der kolonialistischen Aristokratie noch nicht: sie kann ihre Verzögerungsmission in Algerien nur erfüllen, wenn sie die Kolonisierung der Franzosen vollendet hat. Wir weichen der Auseinandersetzung täglich aus. Aber seien Sie sicher: wir werden ihr nicht entgehen, die Totschläger brauchen sie; sie werden uns auf den Kopf kommen und uns zusammenschlagen. Dann wird die Zeit der Mediziner und Fetische zu Ende sein; sie müssen sich schlagen oder in den Lagern verkommen. Das ist der letzte Moment der Dialektik: Sie verurteilen diesen Krieg, aber Sie wagen noch nicht, sich mit den algerischen Kämpfern solidarisch zu erklären. Keine Angst! Verlassen Sie sich auf die Kolonialherren und auf die Söldner: die werden Sie schon auf Vordermann bringen. Vielleicht werden Sie dann, mit dem Rücken zur Wand, diese neue Gewalt loslassen, die von alten, wiederaufgewärmten Schandtaten in Ihnen heraufbeschworen wird. Aber das ist dann eine andere Geschichte. Die des Menschen. Die Zeit nähert sich, dessen bin ich sicher, wo wir uns den anschließen werden, die sie heute machen.

September 1961

Jean-Paul Sartre

- 1 Lebende Leichname ähnlich den Vampiren (d. Übers.).
- 2 Zwangsevakuierungen der Bevölkerung vor der militärischen Säuberung eines Gebietes (d. Übers.).
- 3 Folter mit Elektrizität (d. Übers.).
- 4 Einer der wichtigsten französischen Kolonialoffiziere des 19. Jahrhunderts (d. Übers.).
- 5 Pogrome gegen »Ratons«, d. h. Araber (d. Übers.).

Nationale Befreiung, nationale Wiedergeburt, Rückgabe der Nation an das Volk, Commonwealth, wie die verwendeten Rubriken und neu erfundenen Formeln auch heißen mögen – die Dekolonisation ist immer ein Phänomen der Gewalt. Wo man auch hinsieht: persönliche Begegnungen, Neubenennungen von Sportclubs, Zusammensetzung der Cocktail-Parties, der Polizei, der Aufsichtsräte staatlicher oder privater Banken – die Dekolonisation ersetzt ganz einfach eine bestimmte »Art« von Menschen durch eine andere »Art« von Menschen. Ohne Übergang findet ein totaler und vollständiger Austausch statt. Natürlich könnte man auch das Auftauchen einer neuen Nation, die Errichtung eines neuen Staates, seine diplomatischen Beziehungen, eine politische und wirtschaftliche Orientierung beschreiben. Wir haben uns jedoch entschlossen, gerade von jener *tabula rasa* zu reden, die zu Beginn jede Dekolonisation kennzeichnet. Sie stellt vom ersten Tage an die Minimalforderung des Kolonisierten dar. In der Tat ist der Beweis für ihren Erfolg ein von Grund auf verändertes soziales Panorama. Die außerordentliche Bedeutung dieser Veränderung besteht darin, daß sie gewollt, verlangt, gefordert wird. Die Notwendigkeit dieser Veränderung existiert im Rohzustand, übermächtig und zwingend, im Bewußtsein und im Leben der kolonisierten Männer und Frauen. Aber die Eventualität dieser Veränderung wird zugleich als schreckenerregende Zukunft im Bewußtsein einer anderen »Art« von Männern und Frauen erlebt: der Kolonialherren.

Die Dekolonisation, die sich vornimmt, die Ordnung der Welt zu verändern, ist, wie man sieht, ein Programm absoluter Umwälzung. Sie kann nicht das Resultat einer magischen Operation, eines natürlichen Erdstoßes oder einer friedlichen Übereinkunft sein. Die Dekolonisation ist bekanntlich ein historischer Prozeß; das heißt, sie kann nur in dem Maße verstanden werden, ihre Intelligibilität finden, sich selbst durchschaubar sein, in dem die geschichtsbildende Bewegung, die ihr Form und Inhalt gibt, erkannt wird. Die Dekolonisation ist das Zusammentreffen zweier von Geburt an antagoni-

stischer Kräfte, die ihre Eigentümlichkeit gerade aus jener Substantivierung gewinnen, welche die koloniale Situation absondert und speist. Ihre erste Konfrontation hat sich unter dem Zeichen der Gewalt abgespielt, und ihr Zusammenleben – genauer: die Ausbeutung des Kolonisierten durch den Kolonialherrn – wurde mit Hilfe von Bajonetten und Kanonen erzwungen. Der Kolonialherr und der Kolonisierte sind alte Bekannte. Und der Kolonialherr kann tatsächlich mit Recht behaupten, »sie« zu kennen. Er ist es, der den Kolonisierten *geschaffen* hat und *noch fortführt, ihn zu schaffen*. Der Kolonialherr gewinnt seine Wahrheit, das heißt seine Güter, aus dem Kolonialsystem.

Die Dekolonisation geschieht niemals unbemerkt, denn sie betrifft das Sein, sie modifiziert das Sein grundlegend, sie verwandelt die in Unwesentlichkeit abgesunkenen Zuschauer in privilegierte Akteure, die in gleichsam grandioser Gestalt vom Lichtkegel der Geschichte erfaßt werden. Sie führt in das Sein einen eigenen, von den neuen Menschen mitgebrachten Rhythmus ein, eine neue Sprache, eine neue Menschlichkeit. Die Dekolonisation ist wahrhaft eine Schöpfung neuer Menschen. Aber diese Schöpfung empfängt ihre Legitimität von keiner übernatürlichen Macht: das kolonisierte »Ding« wird Mensch gerade in dem Prozeß, durch den es sich befreit.

In der Dekolonisation steckt also die Forderung einer vollständigen Infragestellung der kolonialen Situation. Ihre Definition ist, wenn man sie genau beschreiben will, in dem altbekannten Satz enthalten: »Die letzten werden die ersten sein.« Die Dekolonisation macht diesen Satz wahr. Deshalb ist, wenigstens von außen gesehen, jede Dekolonisation ein Erfolg.

Die nackte Dekolonisation läßt durch alle Poren glühende Kugeln und blutige Messer ahnen. Denn wenn die letzten die ersten sein sollen, so kann das nur als Folge eines entscheidenden und tödlichen Zusammenstoßes der beiden Protagonisten geschehen. Dieser ausdrückliche Wille, die letzten an die Spitze rücken zu lassen, sie in einem (wie gewisse Leute meinen: allzu schnellen) Tempo die berühmten Sprossen, die eine organisierte Gesellschaft kennzeichnen, hinaufklettern zu lassen, kann nur siegen, wenn man alle Mittel, die Gewalt natürlich

eingeschlossen, in die Waagschale wirft.

Man desorganisiert keine, wenn auch noch so primitive Gesellschaft mit einem solchen Programm, wenn man nicht von Anfang an, das heißt schon von der Formulierung dieses Programms an, entschlossen ist, alle Hindernisse zu durchbrechen, die man auf dem Weg antreffen wird. Der Kolonisierte, der beschließt, dieses Programm zu realisieren, sich zu seinem Motor zu machen, ist von jeher auf die Gewalt vorbereitet. Seit seiner Geburt ist es für ihn klar, daß diese sperrige, mit Verboten gespickte Welt nur durch die absolute Gewalt in Frage gestellt werden kann.

Die koloniale Welt ist eine in Abteile getrennte Welt. Zweifellos ist es überflüssig, ihre Einteilung in Eingeborenen- und Europäerstädte, in Schulen für Eingeborene und Schulen für Europäer nochmals zu beschreiben, wie es auch überflüssig ist, auf die *Apartheid* in Südafrika hinzuweisen. Trotzdem, wenn wir in das Innere dieser Abtrennung eindringen, so wird das zumindest den Vorteil haben, einige der Kraftlinien, die sie enthält, deutlich zu machen. Eine Analyse der kolonialen Welt, ihrer Einrichtung, ihrer geographischen Gestalt wird uns ermöglichen, das Gerüst zu bestimmen, von dem die dekolonisierte Gesellschaft ausgeht, wenn sie sich neu organisiert.

Die kolonisierte Welt ist eine zweigeteilte Welt. Die Trennungslinie, die Grenze wird durch Kasernen und Polizeiposten markiert. Der rechtmäßige und institutionelle Gesprächspartner des Kolonisierten, der Wortführer des Kolonialherrn und des Unterdrückungsregimes ist der Gendarm oder der Soldat. In den kapitalistischen Ländern schiebt sich zwischen die Ausgebeuteten und die Macht eine Schar von Predigern und Morallehrern, die für Desorientierung sorgen. Das Unterrichtswesen, gleichgültig, ob weltlich oder religiös; die Ausbildung von moralischen Reflexen, die vom Vater auf den Sohn übertragen werden; die vorbildliche Anständigkeit von Arbeitern, die nach fünfzig Jahren guter Dienste mit einer Medaille bedacht werden; die allgemein ermunterte Liebe zur Eintracht und zur bürgerlichen Bravheit – all diese geradezu ästhetischen Formen des Respekts vor der etablierten Ordnung schaffen um den Ausgebeuteten eine Atmosphäre der Unterwerfung und Entsagung, welche den Ordnungskräften ihre Arbeit be-

trächtlich erleichtert. Dagegen sind es in den kolonialen Gebieten der Gendarm und der Soldat, die, ohne jede Vermittlung, durch direktes und ständiges Eingreifen den Kontakt zum Kolonisierten aufrechterhalten und ihm mit Gewehrkolbenschlägen und Napalmbomben raten, sich nicht zu rühren. Man sieht, der Agent der Macht benutzt die Sprache der reinen Gewalt. Der Agent erleichtert nicht die Unterdrückung und verschleiert nicht die Herrschaft. Er stellt sie zur Schau, er manifestiert sie mit dem guten Gewissen der Ordnungskräfte. Der Agent trägt die Gewalt in die Häuser und in die Gehirne der Kolonisierten.

Die von den Kolonisierten bewohnte Zone ist der von den Kolonialherren bewohnten Zone nicht komplementär. Die beiden Zonen stehen im Gegensatz zueinander, aber nicht im Dienste einer höheren Einheit. Beherrscht von einer rein aristotelischen Logik, gehorchen sie dem Prinzip des gegenseitigen sich Ausschließens: es gibt keine mögliche Versöhnung, eines der beiden Glieder ist zuviel. Die Stadt des Kolonialherrn ist eine stabile Stadt, ganz aus Stein und Eisen. Es ist eine erleuchtete, asphaltierte Stadt, in der die Mülleimer immer von unbekanntem, nie gesehenen, nicht einmal erträumten Resten überquellen. Die Füße des Kolonialherrn sind niemals sichtbar, außer vielleicht am Meer, aber man kommt niemals nah genug an sie heran. Von soliden Schuhen geschützte Füße, während die Straßen ihrer Städte sauber, glatt, ohne Löcher, ohne Steine sind. Die Stadt des Kolonialherrn ist eine gemästete, faule Stadt, ihr Bauch ist ständig voll von guten Dingen. Die Stadt des Kolonialherrn ist eine Stadt von Weißen, von Ausländern.

Die Stadt des Kolonisierten, oder zumindest die Eingeborenenstadt, das Negerdorf, die Medina, das Reservat, ist ein schlecht berufener Ort, von schlecht berufenen Menschen bevölkert. Man wird dort irgendwo, irgendwie geboren. Man stirbt dort irgendwo, an irgendwas. Es ist eine Welt ohne Zwischenräume, die Menschen sitzen hier einer auf dem andern, die Hütten eine auf der andern. Die Stadt des Kolonisierten ist eine ausgehungerte Stadt, ausgehungert nach Brot, Fleisch, Schuhen, Kohle, Licht. Die Stadt des Kolonisierten ist eine niedergekauerte Stadt, eine Stadt auf Knien, eine hingelümmelte Stadt. Eine Stadt von Negern, eine Stadt von Bi-

cots¹. Der Blick, den der Kolonisierte auf die Stadt des Kolonialherrn wirft, ist ein Blick geilen Neides. Besitzträume. Aller Arten von Besitz: sich an den Tisch des Kolonialherrn setzen, im Bett des Kolonialherrn schlafen, wenn möglich mit seiner Frau. Der Kolonisierte ist ein Neider. Der Kolonialherr weiß das genau. Wenn er jenen Blick unversehens überrascht, stellt er mit Bitterkeit, aber immer wachsam fest: »Sie wollen unseren Platz einnehmen.« Das ist wahr, es gibt keinen Kolonisierten, der nicht mindestens einmal am Tag davon träumt, sich auf dem Platz des Kolonialherrn niederzulassen.

Diese in Abteile getrennte, diese zweigeteilte Welt wird von verschiedenen Menschenarten bewohnt. Die Eigenart des kolonialen Kontextes besteht darin, daß die ökonomischen Realitäten, die Ungleichheiten, der enorme Unterschied der Lebensweisen niemals die menschlichen Realitäten verschleiern können. Wenn man den kolonialen Kontext in seiner Unmittelbarkeit wahrnimmt, so wird offenbar, daß das, was diese Welt zerstückelt, zuerst die Tatsache der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Art, einer bestimmten Rasse ist. In den Kolonien ist der ökonomische Unterbau zugleich ein Überbau. Die Ursache ist Folge: man ist reich weil weiß, man ist weiß weil reich. Deshalb müssen die marxistischen Analysen immer etwas gedehnt werden, wenn man sich mit dem kolonialen Problem befaßt. Bis zum Konzept der von Marx genau untersuchten präkapitalistischen Gesellschaft hin müßte hier alles neu durchdacht werden. Der Leibeigene ist anderen Wesens als der Ritter, aber ein Bezug auf das göttliche Recht ist nötig, um diesen versteinerten Unterschied zu rechtfertigen. In den Kolonien hat sich der von weither gekommene Ausländer mit Hilfe seiner Kanonen und seiner Maschinen breitgemacht. Trotz der gelungenen Domestizierung, trotz der Besitzergreifung bleibt der Kolonialherr immer Ausländer. Weder die Fabriken noch der Besitz noch das Bankkonto kennzeichnen die »herrschende Klasse«. Die herrschende Art ist zunächst die, die von woanders kommt, die nicht den Autochthonen ähnelt, die Art der »anderen«.

Die Gewalt, die hinter der Einrichtung der kolonialen Welt steht, die zur Zerstörung der eingeborenen Gesellschaftsformen unermüdlich den Rhythmus schlägt, das ökonomische

Bezugssystem, das Erscheinungsbild, die Kleidung ohne Einschränkung zugrunde richtet, wird vom Kolonisierten in dem Moment für sich beansprucht und übernommen werden, da die kolonisierte Masse, entschlossen, zur aktiven Geschichte zu werden, sich auf die verbotenen Städte stürzen wird. Die koloniale Welt in die Luft sprengen, das ist von jetzt an ein sehr klares, sehr verständliches Aktionsbild; es kann von jedem einzelnen Kolonisierten übernommen werden. Die koloniale Welt auflösen heißt nicht, daß man nach dem Niederreißen der Grenzen Übergänge zwischen den beiden Zonen einrichten wird. Die koloniale Welt zerstören heißt nicht mehr und nicht weniger, als eine der beiden Zonen vernichten, sie so tief wie möglich in den Boden einstampfen oder vom Territorium vertreiben.

Die Infragestellung der kolonialen Welt durch den Kolonisierten ist keine rationale Konfrontation von Gesichtspunkten. Sie ist keine Abhandlung über das Universale, sondern die wilde Behauptung einer absolut gesetzten Eigenart. Die koloniale Welt ist eine manichäische Welt. Dem Kolonialherrn genügt es nicht, den Lebensraum des Kolonisierten physisch, das heißt mit Hilfe seiner Polizei und seiner Gendamerie, einzuschränken. Wie um den totalitären Charakter der kolonialen Ausbeutung zu illustrieren, macht der Kolonialherr aus dem Kolonisierten ein Art Quintessenz des Bösen.² Die kolonisierte Gesellschaft wird nicht nur als eine Gesellschaft ohne Werte beschrieben. Es genügt dem Kolonialherrn nicht, zu behaupten, die Werte hätten die kolonisierte Welt verlassen oder, besser, es habe sie dort niemals gegeben. Der Eingeborene, heißt es, ist für die Ethik unerreichbar, ist Abwesenheit von Werten, aber auch Negation der Werte. Er ist, sagen wir es offen, der Feind der Werte. Insofern ist er das absolute Übel: ein zersetzendes Element, das alles, was mit ihm in Berührung kommt, zerstört, alles, was mit Ästhetik oder Moral zu tun hat, deformiert und verunstaltet, ein Hort unheilvoller Kräfte, ein unbewußtes und nicht faßbares Instrument blinder Gewalten. Und Herr Meyer konnte in der Französischen Nationalversammlung ernsthaft sagen, man dürfe die Republik nicht prostituieren, indem man das algerische Volk eindringen lasse. In der Tat, die Werte werden unwiderruflich vergiftet und infiziert, sobald man sie mit dem kolonisierten Volk in Kon-

takt bringt. Die Sitten des Kolonisierten, seine Traditionen, seine Mythen, vor allem seine Mythen, sind selbst das Zeichen dieser Armut, dieser konstitutionellen Verderbtheit. Deshalb muß man das DDT, daß die Schädlinge, die Krankheitserreger vernichtet, auf dieselbe Stufe stellen wie die christliche Religion, die die Ketzereien, die Instinkte, das Übel an seiner Wurzel bekämpft. Das Zurückweichen des gelben Fiebers und die Fortschritte der Heidenmission gehören zur selben Bilanz. Aber die triumphierenden Kommunikés der Missionen geben in Wirklichkeit über die Stärke der Entfremdungsfermente Auskunft, die man in das kolonisierte Volk eingeführt hat. Ich spreche von der christlichen Religion, und kein Mensch hat das Recht, sich darüber zu verwundern. Die Kirche in den Kolonien ist eine Kirche von Weißen, eine Kirche von Ausländern. Sie ruft den kolonisierten Menschen nicht auf den Weg Gottes, sondern auf den Weg des Weißen, auf den Weg des Herrn, auf den Weg des Unterdrückers. Und wie man weiß, gibt es in dieser Geschichte viele Berufene und wenige Auserwählte.

Manchmal geht dieser Manichäismus bis ans Ende seiner Logik und entmenschlicht den Kolonisierten. Genaugenommen, er vertiert ihn. Tatsächlich ist die Sprache des Kolonialherrn, wenn er vom Kolonisierten spricht, eine zoologische Sprache. Man macht Anspielungen auf die kriegerischen Bewegungen des Gelben, auf die Ausdünstungen der Eingeborenenstadt, auf die Horden, auf den Gestank, auf das Gewucher und Gewimmel, auf das Gestikulieren. Wenn der Kolonialherr genau beschreiben und das richtige Wort finden will, bezieht er sich ständig auf das Tierreich. Der Europäer stößt sich selten an diesen »bildhaften« Ausdrücken. Aber der Kolonisierte spürt die Absicht des Kolonialherrn, den Prozeß, den man ihm macht, und weiß sofort, woran man denkt. Diese galoppierende Vermehrung, diese hysterischen Massen, diese Gesichter, aus denen jede Menschlichkeit gewichen ist, diese fettleibigen Körper, die an nichts mehr erinnern, diese Kohorte ohne Kopf noch Schwanz, diese Kinder, die niemand zu gehören scheinen, diese der Sonne preisgegebene Faulheit, dieser vegetative Rhythmus, all das gehört zum kolonialen Vokabular. General de Gaulle spricht von »gelben Massen«, Mauriac von schwarzen, braunen und gelben, die bald hereinbrechen wer-

den. Der Kolonisierte weiß das alles und lacht, wenn er in den Worten des andern als Tier auftritt. Denn er weiß, daß er kein Tier ist. Und genau zur selben Zeit, da er seine Menschlichkeit entdeckt, beginnt er seine Waffen zu reinigen, um diese Menschlichkeit triumphieren zu lassen.

Sobald der Kolonisierte anfängt, an den Fesseln zu zerren, den Kolonialherrn zu beunruhigen, schickt man ihm gute Seelen, die ihm auf »Kulturkongressen« das Wesen und die Reichtümer der westlichen Werte darlegen. Aber jedesmal, wenn von westlichen Werten die Rede ist, zeigt sich beim Kolonisierten eine Art Anspannung, ein Starrkrampf der Muskeln. In der Dekolonisationsperiode wird plötzlich an die Vernunft der Kolonisierten appelliert. Man bietet ihnen sichere Werte an, man erklärt ihnen bis zum Überdruß, daß die Dekolonisation nicht Regression bedeuten dürfe, daß man sich auf die erprobten, soliden, kanonisierten Werte stützen müsse. Es geschieht aber, daß der Kolonisierte, wenn er eine Rede über die westliche Kultur hört, seine Machete zieht oder sich doch versichert, daß sie in Reichweite seiner Hand ist. Die Gewalt, mit der sich die Überlegenheit der weißen Werte behauptet hat, die Aggressivität, die die siegreiche Konfrontation dieser Werte mit den Lebens- oder Denkweisen der Kolonisierten gezeichnet hat, führt durch eine legitime Umkehr der Dinge dazu, daß der Kolonisierte grinst, wenn man diese Werte vor ihm heraufbeschwört. Im kolonialen Kontext hält der Kolonialherr erst dann in seiner Zermürbung des Kolonisierten inne, wenn dieser mit lauter und vernehmbarer Stimme die Überlegenheit der weißen Werte anerkannt hat. In der Dekolonisationsperiode aber macht sich die kolonisierte Masse über eben diese Werte lustig, beschimpft sie und spuckt auf sie aus vollem Halse. Dieses Phänomen bleibt gewöhnlich verschleiert, weil während der Dekolonisationsperiode gewisse kolonisierte Intellektuelle in einen Dialog mit der Bourgeoisie des kolonialistischen Landes eintreten. Lange Zeit war die autochthone Bevölkerung nur als ununterschiedene Masse wahrgenommen worden. Die wenigen eingeborenen Individualitäten, die die kolonialistische Bourgeoisie hier und da hat kennenlernen können, bildeten kein ausreichendes Gegengewicht gegen diese unmittelbare Wahrnehmung. Nuancen kamen nicht auf.

Während der Befreiungsperiode dagegen sucht die kolonialistische Bourgeoisie fieberhaft nach Kontakten zu den »Eliten«. Mit diesen Eliten wird dann der berühmte Dialog über die Werte geführt. Wenn die kolonialistische Bourgeoisie feststellt, daß es für sie unmöglich ist, ihre Herrschaft über die Kolonialländer aufrechtzuerhalten, beschließt sie, ein Rückzugsgefecht zu führen: auf dem Gebiet der Kultur, der Werte, der Techniken usw. Man darf jedoch niemals aus den Augen verlieren, daß die überwältigende Mehrheit der kolonisierten Völker für diese Probleme unerreichbar ist. Für das kolonisierte Volk ist der wichtigste, weil konkreteste Wert zuerst das Land: das Land, das das Brot und natürlich die Würde sichern muß. Aber diese Würde hat nichts mit der »Menschenwürde« zu tun. Von jenem idealen Menschen hat der Kolonisierte niemals gehört. Was er auf seinem Boden gesehen hat, ist, daß man ihn ungestraft festnehmen, schlagen, aushungern kann. Und niemals ist irgendein Morallehrer, niemals irgendein Pfarrer gekommen, um an seiner Stelle die Schläge zu empfangen oder sein Brot mit ihm zu teilen. Moralist sein heißt für den Kolonisierten etwas Handfestes: es heißt, den Dünkel des Kolonialherrn zum Schweigen bringen, seine offene Gewalt brechen, mit einem Wort: ihn rundweg von der Bildfläche vertreiben. Der berühmte Grundsatz, daß alle Menschen gleich seien, läßt in den Kolonien nur *eine* Anwendung zu: der Kolonisierte wird behaupten, daß er dem Kolonialherrn gleich sei. Ein Schritt weiter, und er wird kämpfen wollen, um mehr zu sein als der Kolonialherr. Tatsächlich hat er schon beschlossen, den Kolonialherrn abzulösen, seinen Platz einzunehmen. Man sieht, eine ganz materielle und moralische Welt bricht zusammen. Der Intellektuelle, der für seinen Teil dem Kolonialisten auf die Ebene des abstrakten Universalen gefolgt ist, wird darum kämpfen, daß Kolonialherr und Kolonisierte in einer neuen Welt friedlich miteinander leben können. Aber was er nicht sieht, eben weil der Kolonialismus ihn mit allen seinen Denkweisen infiziert hat, ist die Tatsache, daß der Kolonialherr, sobald der koloniale Kontext verschwindet, kein Interesse mehr hat, zu bleiben, zu koexistieren. Es ist kein Zufall, wenn noch vor jeder Verhandlung zwischen der algerischen und der französischen Regierung die sogenannte »liberale« europäische Minderheit schon ihre Position bekanntge-

geben hat: sie verlangt nicht mehr und nicht weniger als die doppelte Staatsangehörigkeit. Man will also, während man sich noch auf der abstrakten Ebene verschanzt, den Kolonialherrn dazu verdammen, einen ganzen konkreten Sprung ins Unbekannte zu machen. Sagen wir es offen, der Kolonialherr weiß genau, daß keine Phraseologie die Realität ersetzen kann.

Der Kolonisierte entdeckt also, daß sein Leben, sein Atmen, seine Herzschläge die gleichen sind wie die des Kolonialherrn. Er entdeckt, daß die Haut eines Kolonialherrn nicht mehr wert ist als die Haut eines Eingeborenen. Diese Entdeckung teilt der Welt einen entscheidenden Stoß mit. Jede neue und revolutionäre Sicherheit des Kolonisierten rührt daher. Wenn nämlich mein Leben das gleiche Gewicht hat wie das des Kolonialherrn, dann schmettert mich sein Blick nicht mehr nieder, läßt mich nicht mehr erstarren, seine Stimme versteinert mich nicht mehr. Ich bin nicht mehr verwirrt in seiner Gegenwart. Ich mache ihn fertig. Nicht nur, daß seine Gegenwart mich nicht mehr stört, sondern ich bin schon dabei, ihm eine Falle nach der andern zu stellen, so daß er bald keinen andern Ausweg mehr haben wird als die Flucht.

Der koloniale Kontext, haben wir gesagt, ist durch die Zerteilung gekennzeichnet, die er der Welt aufzwingt. Die Dekolonisation vereinigt diese Welt, indem sie durch einen radikalen Beschluß ihre Heterogenität aufhebt und sie auf der Basis der Nation, manchmal der Rasse, zusammenschließt. Man kennt jenes grimmige Wort der senegalesischen Patrioten über die Manöver ihres Präsidenten Senghor: »Wir haben die Afrikanisierung der Kader verlangt, und siehe da, Senghor afrikanisiert die Europäer.« Das heißt, daß der Kolonisierte die Möglichkeit hat, sofort und auf Anhieb zu erkennen, ob die Dekolonisation stattgefunden hat oder nicht: das geforderte Minimum ist, daß die letzten die ersten werden.

Aber der kolonisierte Intellektuelle fügt dieser Forderung Varianten hinzu, und tatsächlich scheint es ihm nicht an Motivierungen zu fehlen: man braucht Verwaltungskader, technische Kader, Spezialisten. Der Kolonisierte jedoch interpretiert jede solche Vergünstigung als Sabotagemanöver, und nicht selten kann man hier oder da einen Kolonisierten erklä-

ren hören: »Es hat sich nicht gelohnt, unabhängig zu werden . . .«

In den kolonisierten Gebieten, wo ein wirklicher Befreiungskampf geführt wurde, wo das Blut des Volkes geflossen ist und die Dauer der bewaffneten Phase die Rückkehr der Intellektuellen zur Massenbasis begünstigt hat, wird der ganze Überbau abgerissen, den diese Intellektuellen den kolonialistischen bürgerlichen Kreisen entlehnt hatten. In ihrem narzistischen Monolog hatte nämlich die kolonialistische Bourgeoisie mit Hilfe ihrer Universitätslehrer in die Köpfe des Kolonisierten die Vorstellung verankert, daß es »bleibende Werte« gebe, allen menschlichen Irrtümern zum Trotz. Die »bleibenden Werte« des Westens, versteht sich. Der Kolonisierte nahm die Berechtigung dieser Ideen hin, und man konnte in einem Winkel seines Gehirns einen wachsamem Posten entdecken, der sich für die Verteidigung des abendländischen Sockels verantwortlich fühlte. Während des Befreiungskampfes geschieht es jedoch, in einem Moment, da der Kolonisierte wieder Kontakt zu seinem Volk bekommt, daß dieser künstliche Wachposten sich in Staub auflöst. Alle abendländischen Werte, Triumph der Menschenwürde, des Wahren und des Schönen, werden zu leb- und farblosen Nippsachen. Alle diese Reden erscheinen als eine Anhäufung leerer Wörter. Diese Werte, die die Seele zu adeln schienen, erweisen sich als unbrauchbar, weil sie nicht den konkreten Kampf betreffen, in den das Volk eingetreten ist.

Das gilt vor allem für den Individualismus. Der kolonisierte Intellektuelle hatte von seinen Lehrern gelernt, daß das Individuum sich behaupten müsse. Die kolonialistische Bourgeoisie hatte dem Kolonisierten die Idee einer Gesellschaft von Individuen eingehämmert, wo jeder sich in seine Subjektivität einschließt, wo der Reichtum ein Reichtum des Geistes ist. Der Kolonisierte, der das Glück hat, sich während des Befreiungskampfes unter das Volk zu mischen, wird die Falschheit dieser Theorie entdecken. Schon die Organisationsformen des Kampfes bieten ihm ein ungewohntes Vokabular. Der Bruder, die Schwester, der Genosse sind Wörter, die bei der kolonialistischen Bourgeoisie verpönt sind, weil für sie mein Bruder meine Briefftasche und mein Genosse mein Geschäftstrick ist. Der kolonisierte Intellektuelle erlebt, in einer Art Autodafé, die Zerstörung all seiner Idole: er büßt seinen Egoismus, die

anklagende Arroganz und den kindischen Eigensinn dessen ein, der immer das letzte Wort haben will. Dieser durch die kolonialistische Kultur zermürbte Intellektuelle wird auch die Beständigkeit der Dorfversammlungen, die Festigkeit der Volksausschüsse, die außerordentliche Fruchtbarkeit der Bezirks- und Zellenversammlungen entdecken. Die Angelegenheit jedes einzelnen ist von nun an die Angelegenheit aller, weil faktisch *alle* von den Söldnern entdeckt, also massakriert, oder *alle* gerettet werden. Das »Abhauen«, diese atheistische Form des Heils, verbietet sich in diesem Kontext von selbst.

Seit einiger Zeit spricht man viel von Selbstkritik. Aber weiß man, daß das zuerst eine afrikanische Einrichtung war? In den Dschemaas, den Dorfversammlungen Nord- und Westafrikas, will es die Tradition, daß die Konflikte, die in einem Dorf ausbrechen, öffentlich verhandelt werden. Selbstkritik vor der Gemeinschaft also, jedoch mit etwas Humor, weil jedermann entspannt ist und weil wir letztlich alle dasselbe wollen. Seine Berechnung, sein Verstummen, seine Hintergedanken und seine Geheimniskrämerei, all das gibt der Intellektuelle auf, je mehr er ins Volk eintaucht. Und es ist wahr, daß man dann sagen kann, die Gemeinschaft siege schon auf dieser Stufe, sie erzeuge ihre eigene Aufklärung, ihre eigene Vernunft.

Aber es kommt vor, daß die Dekolonisation in Gebieten stattfindet, die nicht genügend vom Befreiungskampf aufgerüttelt worden sind, und man findet die gleichen Intellektuellen als geschäftstüchtige, gerissene und verschlagene Leute wieder. Sie haben die Verhaltensweisen und Denkformen bewahrt, die sie im Umgang mit der kolonialistischen Bourgeoisie angenommen hatten. Als verwöhnte Kinder, gestern des Kolonialismus, heute der neuen Staatsmacht, organisieren sie die Plünderung der Reichtümer, die dem Land geblieben sind. Unerbittlich versuchen sie durch Schiebung oder legale Diebstähle, durch Import-Export, durch Aktiengesellschaften, Börsenspekulation, Schiebungen, sich herauszuziehen aus der Misere, die jetzt eine nationale ist. Sie verlangen nachdrücklich die Nationalisierung des Handels, das heißt die Reservierung der Märkte und guten Gelegenheiten einzig für die eigenen Leute. Doktrinär verkünden sie die Notwendigkeit, die Ausplünderung der Nation zu nationalisieren. In der Phase der *austerity* und der ökonomischen Dürre ruft der Erfolg ihrer

Plünderungen schnell die Wut und die Gewalt des Volkes hervor. Dieses elende und unabhängige Volk kommt im gegenwärtigen afrikanischen und internationalen Kontext immer rascher zu einem sozialen Bewußtsein. Das werden die kleinen Individualitäten sehr bald begreifen.

Der Kolonisierte hat die Kultur des Unterdrückers angenommen und sich auf sie eingelassen; er hat dafür zahlen müssen. Unter anderem damit, daß er sich die Denkformen der kolonialen Bourgeoisie zu eigen machte. Das zeigt sich in der Unfähigkeit des kolonisierten Intellektuellen zum Dialog. Er kann sein Ich nicht hinter dem Gegenstand oder der Idee zurücktreten lassen. Wenn er dagegen mitten unter dem Volk kämpft, fällt er von einem Erstaunen ins andere. Er ist buchstäblich entwaffnet durch die Gutgläubigkeit und Anständigkeit des Volkes. Dann wiederum ist er ständig der Gefahr ausgesetzt, in eine Vergötterung des Volkes zu verfallen. Er sagt zu jedem Satz des Volkes ja und amen, nachdem er ihn zu einer Sentenz gemacht hat. Aber die Felleche, der Arbeitslose, der Ausgehungerte nimmt nicht die Wahrheit für sich in Anspruch. Er sagt nicht, er sei die Wahrheit: er verkörpert sie.

Der Intellektuelle verhält sich in dieser Periode objektiv wie ein gewöhnlicher Opportunist. Sein Taktieren hat nicht aufgehört. Das Volk denkt keineswegs daran, ihn zurückzustoßen oder an die Wand zu drücken. Das Volk verlangt nur, daß niemand seine eigene Suppe koche. Der kolonisierte Intellektuelle wird jedoch hinter der Bewegung des Volkes zurückbleiben, weil er einem merkwürdigen Kult des Details frönt. Nicht, daß das Volk rebellisch wäre gegen die Analyse. Es will sich aufklären lassen, es will die Zwischenglieder einer Argumentation verstehen, es will sehen, wie die Dinge laufen. Aber der kolonisierte Intellektuelle bevorzugt zu Beginn seines Zusammenlebens mit dem Volk das Detail und vergißt schließlich die Niederlage des Kolonialismus, den eigentlichen Gegenstand des Kampfes. Mitgerissen von der vielfältigen Bewegung des Kampfes, neigt er dazu, sich in lokale Aufgaben zu verbeiben, die er mit Eifer verfolgt, aber fast immer verabsolutiert. Er sieht nicht jederzeit das Ganze. Er möchte seine Disziplinen, Spezialitäten, Bereiche unversehrt in jene furchtbare Zerkleinerungs- und Mischmaschine einführen, die eine Volksrevolution darstellt. An bestimmten Punkten der Front enga-

giert, passiert es ihm, daß er die Einheit der Bewegung aus dem Auge verliert und im Falle eines lokalen Scheiterns sich dem Zweifel, ja der Verzweiflung hingibt. Das Volk dagegen nimmt von Anfang an allgemeine Positionen ein. Das Land und das Brot: was tun, um das Land und das Brot zu bekommen? Und dieser eigensinnige, scheinbar beschränkte, enge Aspekt des Volkes ist letzthin das umfassendste und wirksamste Operationsmodell.

Auch das Problem der Wahrheit muß berücksichtigt werden. Innerhalb des Volkes ist die Wahrheit von jeher etwas Einheimisches. Keine absolute Wahrheit, keine Rede über die Transparenz der Seele kann diese Position zerbröckeln. Auf die Lüge der kolonialen Situation antwortet der Kolonisierte mit einer gleichen Lüge. Sein Verhalten ist offen gegenüber den eigenen Leuten, verkrampft und undurchsichtig gegenüber den Kolonialherren. Wahr ist, was die Auflösung des Kolonialregimes vorantreibt, was das Entstehen der Nation begünstigt. Wahr ist, was die Eingeborenen schützt und die Ausländer verdirbt. Im kolonialen Kontext gibt es keine unbedingte Wahrheitsregel. Und das Gute ist ganz einfach das, was *ihnen* schadet.

Man sieht also, daß der ursprüngliche Manichäismus, der die Kolonialgesellschaft beherrschte, in der Dekolonisationsperiode intakt geblieben ist. Und zwar deshalb, weil der Kolonialherr nie aufhört, der Feind, der Antagonist zu sein, mit einem Wort: der Mann, den es zu töten gilt. Der Unterdrücker ruft in seiner Zone die Bewegung hervor: eine Bewegung der Herrschaft, der Ausbeutung, der Plünderung. In der anderen Zone nährt das zusammengekauerte, geplünderte kolonisierte Ding nach Kräften diese selbe Bewegung, die von den Küsten des Landes aus unmittelbar bis in die Paläste und Docks des »Mutterlandes« reicht. In dieser erstarrten Zone ist die Oberfläche unbeweglich, die Palme wiegt sich vor den Wolken, die Wellen des Meeres brechen sich an den Kieselsteinen, die Rohstoffe kommen und gehen und rechtfertigen die Anwesenheit des Kolonialherrn, während sich der Kolonisierte, hingedauert, mehr tot als lebendig, im immergleichen Traum verewigt. Der Kolonialherr macht die Geschichte. Sein Leben ist ein Epos, eine Odyssee. Er ist der absolute Beginn: »Dieses Land, wir haben es zu dem gemacht, was es ist.« Er ist die

immerwährende Ursache: »Wenn wir weggehen, ist alles verloren, dieses Land wird ins Mittelalter zurückfallen.« Schwerfällige, durch Fieber und primitive Bräuche von innen gepeinigtes Wesen stehen ihm gegenüber, ein gleichsam mineralischer Rahmen für die alles verändernde Dynamik des kolonialen Handelssystems.

Der Kolonialherr macht die Geschichte und weiß, daß er sie macht. Und weil er sich ständig auf die Geschichte seines Mutterlandes bezieht, gibt er deutlich zu verstehen, daß er hier der Vorposten dieses Mutterlandes ist. Die Geschichte, die er schreibt, ist also nicht die Geschichte des Landes, das er ausplündert, sondern die Geschichte seiner eigenen Nation, in deren Namen er raubt, vergewaltigt und aushungert. Die Unbeweglichkeit, zu welcher der Kolonisierte verdammt ist, kann nur dadurch in Frage gestellt werden, daß der Kolonisierte beschließt, der Geschichte der Kolonisation, der Geschichte der Ausplünderung ein Ende zu setzen, um die Geschichte seines Landes, die Geschichte der Dekolonisation beginnen zu lassen.

Eine in Abteile getrennte, manichäische, unbewegliche Welt, eine Welt von Statuen: die Statue des Generals, der das Land erobert, die Statue des Ingenieurs, der die Brücke gebaut hat. Eine selbstsichere Welt, die mit ihren Steinen die gepeitschten und zerschundenen Rücken erdrückt. Das ist die koloniale Welt. Der Eingeborene ist ein eingepferchtes Wesen, die *Apartheid* ist nur eine besondere Form der kolonialen Trennung überhaupt. Als erstes lernt der Eingeborene, auf seinem Platz zu bleiben, die Grenzen nicht zu überschreiten. Deshalb sind die Träume des Eingeborenen Muskelträume, Aktionsträume, aggressive Träume. Ich träume, daß ich springe, daß ich schwimme, daß ich renne, daß ich klettere. Ich träume, daß ich vor Lachen berste, daß ich den Fluß überspringe, daß ich von Autorudeln verfolgt werde, die mich niemals einholen. Während der Kolonisation hört der Kolonisierte nicht auf, sich zwischen neun Uhr abends und sechs Uhr früh zu befreien.

Diese in seinen Muskeln sitzende Aggressivität wird der Kolonisierte zunächst gegen seinesgleichen richten. Das ist die Periode, wo sich die Neger gegenseitig auffressen und wo die Polizisten, die Untersuchungsrichter sich nicht mehr zu helfen wissen angesichts der erstaunlichen nordafrikanischen Krimi-

nalität. Wir werden später sehen, was von diesem Phänomen zu halten ist.³ Gegenüber der kolonialen Ordnung befindet sich der Kolonisierte in einem Zustand permanenter Spannung. Die Welt des Kolonialherrn ist eine feindliche Welt, die ihn zurückstößt, aber gleichzeitig ist sie eine Welt, die seinen Neid erregt. Wir haben gesehen, daß der Kolonisierte immer davon träumt, sich an der Stelle des Kolonialherrn niederzulassen. Nicht, ein Kolonialherr zu werden, sondern den Platz des Kolonialherrn einzunehmen. Dessen feindselige, drückende, aggressive Welt erscheint der kolonisierten Masse, die von ihr gewaltsam ausgeschlossen bleibt, nicht als Hölle, der man so schnell wie möglich entkommen möchte, sondern als ein Paradies in greifbarer Nähe, bewacht von furchteinflößenden Bluthunden.

Der Kolonisierte ist immer auf der Hut, weil er die vielfältigen Zeichen der kolonialen Welt nur schwer entziffern kann; er weiß niemals, ob er die Grenze schon überschritten hat oder nicht. In der vom Kolonialisten eingerichteten Welt gilt der Kolonisierte von vornherein als der Schuldige. Die Schuld des Kolonisierten ist keine übernommene Schuld, eher eine Art Fluch, ein Damoklesschwert. In seinem Innern nämlich erkennt der Kolonisierte keine Instanz an. Er ist unterworfen, aber nicht gezähmt. Er ist erniedrigt, aber nicht von seiner Niedrigkeit überzeugt. Er wartet geduldig, daß der Kolonialherr in seiner Wachsamkeit nachlasse, um sich auf ihn zu stürzen. Die Muskeln des Kolonisierten liegen ständig auf der Lauer. Man kann nicht sagen, daß er beunruhigt, daß er terrorisiert sei. In Wirklichkeit ist er immer bereit, die Rolle des Freiwilds aufzugeben, um die des Jägers zu übernehmen. Der Kolonisierte ist ein Verfolgter, der ständig davon träumt, Verfolger zu werden. Die sozialen Symbole – Gendarmen, Zapfenstrieche in den Kasernen, militärische Paraden und Flaggenhissungen – dienen gleichzeitig als Verbots- und als Reizmittel. Für den Kolonisierten besagen sie nicht: »Aufruhr ist zwecklos«, sondern: »Bereite dich auf deinen Kampf gut vor.« Und wenn der Kolonisierte wirklich je dazu neigen sollte, einzuschlafen, zu vergessen: die Anmaßung des Kolonialherrn und sein Eifer, die Stabilität des Kolonialsystems zu beweisen, würden ihn immer von neuem daran erinnern, daß die große Konfrontation nicht auf unbestimmte Zeit hinaus-

geschoben werden kann. Dieser Drang, den Platz des Kolonialherrn einzunehmen, bewirkt eine ständige Anspannung der Muskulatur. Bekanntlich verstärkt unter gegebenen emotionalen Bedingungen die Anwesenheit eines Hindernisses die Tendenz zur Bewegung.

Die Beziehung zwischen dem Kolonialherrn und dem Kolonisierten ist eine Massenbeziehung. Der Zahl setzt der Kolonialherr seine Stärke entgegen. Der Kolonialherr ist ein Exhibitionist. Sein Sicherheitsbedürfnis führt ihn dazu, den Kolonisierten mit lauter Stimme daran zu erinnern: »Der Herr hier bin ich.« Der Kolonialherr hält beim Kolonisierten eine Wut aufrecht, die er am Ausbrechen hindert. Der Kolonisierte ist in die engen Maschen des Kolonialismus eingezwängt. Aber wir haben gesehen, daß der Kolonialherr nur eine Pseudo-Versteinerung erreicht. Die Muskelspannung des Kolonisierten befreit sich periodisch in blutigen Explosionen: Stammesfehden, Çof-Kämpfen, in denen sich ganze Gruppen von Einheimischen aufreiben, und Schlägereien zwischen einzelnen.

Auf der individuellen Stufe findet man eine wahre Negation des gesunden Menschenverstandes. Während der Kolonialherr oder der Polizist den Kolonisierten den ganzen Tag lang ungestraft schlagen, beschimpfen, auf die Knie zwingen kann, wird derselbe Kolonisierte beim geringsten feindlichen oder aggressiven Blick eines anderen Kolonisierten sein Messer ziehen. Denn die letzte Zuflucht des Kolonisierten besteht darin, seine Würde gegenüber seinesgleichen zu verteidigen. In den Stammesfehden leben die alten, in das kollektive Gedächtnis eingegangenen Ressentiments wieder auf. Der Kolonisierte stürzt sich mit Haut und Haaren in derartige Racheakte und will sich dadurch einreden, daß der Kolonialismus nicht existiere, daß alles so geblieben sei wie früher, daß seine Geschichte einfach weitergehe. Wir haben es hier eindeutig mit einer kollektiven Form von Ersatzhandlungen zu tun. Brüder vergießen ihr Blut, als verhülfe ihnen ein solches Handeln dazu, das wahre Hindernis zu übersehen, die wahre Entscheidung zu vertragen, die auf nichts anderes hinauslaufen kann als auf den bewaffneten Kampf gegen den Kolonialismus. Die leibhaftige Selbstzerstörung eines Kollektivs ist also einer der Wege, auf denen sich die physische Anspannung des Koloni-

sierten entlädt. Alle diese Verhaltensweisen sind Todesreflexe gegenüber der Gefahr, Selbstmordhandlungen, die das Leben und die Herrschaft des Kolonialherrn nur noch mehr konsolidieren und ihm zugleich bestätigen, daß diese Menschen nicht vernünftig sind. Auch mit Hilfe der Religion gelingt es dem Kolonisierten, den Kolonialherrn zu vergessen. Der Fatalismus entlastet den Unterdrücker von jeder Initiative, weil er die Ursache der Übel, des Elends, des Schicksals auf Gott schiebt. So nimmt der einzelne die Zersetzung als von Gott beschlossen hin, er wirft sich vor dem Kolonialherrn und dem Schicksal auf den Bauch und gelangt durch eine Art innere Wiederherstellung des Gleichgewichts zu steinerner Gelassenheit.

Inzwischen geht das Leben jedoch weiter, und aus den schreckenerregenden Mythen, an denen die unterentwickelten Gesellschaften so reich sind, leitet der Kolonisierte Hemmungen und Verbote ab, die seine Aggressivität eindämmen: unheilvolle Geister suchen ihn jedesmal heim, wenn er einen falschen Schritt tut, Leopardenmenschen, Schlangenmenschen, sechsbeinige Hunde, Zombies, eine ganze Menagerie von winzigen oder riesenhaften Tieren, baut um den Kolonisierten eine Welt von Verboten, Absperrungen, Hemmungen auf, weit schrecklicher als die kolonialistische Welt. Dieser magische Überbau, der die Eingeborenenengesellschaft prägt, erfüllt in der Dynamik der Libidostruktur präzise Funktionen. Eines der Kennzeichen der unterentwickelten Gesellschaften ist nämlich, daß die Libido zunächst eine Gruppen-, eine Familienangelegenheit ist. Man kennt dieses von den Ethnologen genau beschriebene Phänomen: in manchen Gesellschaften muß der verheiratete Mann, der von sexuellen Beziehungen mit einer anderen Frau träumt, diesen Traum öffentlich eingestehen und dem Gatten oder der beleidigten Familie eine Steuer in Naturalien oder Arbeitstagen zahlen. Was übrigens beweist, daß die sogenannten prähistorischen Gesellschaften dem Unbewußten eine große Bedeutung beimessen.

Die Atmosphäre von Mythos und Magie verhält sich, indem sie mir Angst macht, wie eine unzweifelhafte Realität. Indem sie mir Schrecken einjagt, integriert sie mich in die Traditionen, in die Geschichte meines Landstriches oder meines Stammes, aber gleichzeitig beruhigt sie mich, sie gewährt mir einen Status, stellt mir einen Bürgerbrief aus. Das Geheimnis ist in

den unterentwickelten Ländern immer eine Sache des Kollektivs: es gründet ausschließlich auf Magie. Wenn ich mich in dieses unentwirrbare Geflecht einspinne, wo die Handlungen sich mit kristallklarer Permanenz wiederholen, so finde ich die Fortdauer einer mir gehörigen Welt, einer uns gehörigen Welt bestätigt. Die Zombies, glauben Sie mir, sind viel schreckenerregender als die Kolonialherren. Und das Problem besteht dann nicht mehr darin, sich nach der eisenstrotzenden Welt des Kolonialismus auszurichten, sondern dreimal nachzudenken, bevor man uriniert, ausspuckt oder in die Nacht hinausgeht.

Die übernatürlichen, magischen Kräfte erweisen sich als erstaunlich *moik*, d. h. wirksam und real. Die Kräfte des Kolonialherrn sind unendlich beschnitten, von Fremdheit geschlagen. Wozu noch gegen sie kämpfen, wenn nichts anderes zählt als die erschreckende Feindlichkeit der mythischen Strukturen? So löst sich das koloniale Problem in einem dauernden Geisterkampf, einem Schattenboxen zwischen Phantasmen, von selber auf.

Dasselbe Volk, einst in unwirkliche Zirkel verfallen und einem unfaßbaren Schrecken preisgegeben, aber glücklich, sich in der Qual eines Alptraums aufgeben zu können – es löst sich, kaum daß der Befreiungskampf begonnen hat, aus seinen Befangenheiten, organisiert sich neu und zeigt sich, in Blut und Tränen, ganz realer und direkter Auseinandersetzungen fähig. Den Mudschahidins (den algerischen Partisanen) zu essen geben, Wachen aufstellen, den notleidenden Familien zu Hilfe kommen, den erschlagenen oder eingesperrten Mann ersetzen: das sind die konkreten Aufgaben, denen das Volk im Befreiungskampf sich stellt.

In der kolonialen Welt konzentriert sich das affektive Vermögen des Kolonisierten auf der Oberfläche der Haut; sie ist empfindlich wie eine offene Wunde gegen ätzende Stoffe. Und die psychische Disposition schrumpft ein, verkrampft und entlädt sich in muskulären Reaktionen, die manchen Wissenschaftler auf die Idee gebracht haben, der Kolonisierte sei ein Hysteriker. Sein Affekt, der sich gleichsam in einem Zustand dauernder Erektion befindet und zugleich von einem inneren Zensor am Ausbruch gehindert wird, reagiert sich in motori-

schen Entladungen ab und findet in der Krise eine erotische Befriedigung.

Andererseits können wir das affektive Leben des Kolonisierten in mehr oder weniger ekstatischen Tänzen sich erschöpfen sehen. Deshalb muß eine Studie über die koloniale Welt unbedingt das Phänomen des Tanzes und der Besessenheit zu verstehen suchen. Der Kolonisierte entspannt sich in diesen Muskelorgien, die seine schärfste Aggressivität und seine unmittelbarste Gewalttätigkeit kanalisieren, verwandeln und ableiten. Im Kreis des Tanzes ist alles erlaubt. Er beschützt und ermächtigt. Zu festgesetzten Stunden, an festgesetzten Daten finden sich Männer und Frauen an einem gegebenen Ort zusammen und werfen sich unter dem strengen Auge des Stammes in eine scheinbar ungeordnete, in Wirklichkeit aber streng geregelte Pantomime, wo sich auf vielfache Weise – Neigungen des Kopfes, Krümmen der Wirbelsäule, Zurückwerfen des ganzen Körpers – handgreiflich die grandiose Anstrengung eines Kollektivs äußert, sich durch Exorzismen zu befreien und auszudrücken. Der kleine Hügel, den man erstiegen hat, wie um dem Monde näher zu sein, das Ufer, das man hinabgeglitten ist, wie um die Äquivalenz von Tanz und Waschung, Reinigung auszurücken, das sind geheiligte Orte. Alles ist erlaubt, denn man versammelt sich nur, um die angestaute Libido, die verhinderte Aggressivität vulkanisch ausbrechen zu lassen. Symbolische Tötungen, bildliche Rite, vielfältige eingebildete Morde, all das muß herauskommen. Die bösen Säfte ergießen sich, donnernd wie Lavamassen.

Ein Schritt weiter, und wir verfallen in volle Besessenheit. In Wirklichkeit sind es Besessenheitsübungen zur Befreiung von Besessenheit, die hier organisiert werden: Vampirismus, Besessenheit durch Dschinns, durch Zombies, durch Legba, den berühmten Gott des Vodou. Diese Zerstörungen der Persönlichkeit, diese Verdoppelungen, diese Auflösungen erfüllen eine »ökonomische« Funktion, die für die Stabilität der kolonisierten Welt unentbehrlich ist. Auf dem Hinweg waren die Männer und Frauen ungeduldig, zapplig, nervös. Auf dem Rückweg kehrt die Ruhe ins Dorf zurück, der Frieden, die Unbeweglichkeit.

Man wird im Laufe des Befreiungskampfes eine eigenartige Abkühlung gegenüber diesen Praktiken erleben. Mit dem Rück-

ken zur Wand, das Messer an der Kehle oder, um genauer zu sein, die Elektrode an den Genitalien, wird der Kolonisierte begreifen, daß die alten Geschichten ihre Macht verloren haben.

Nachdem er sich jahrelang dem Irrealen, den erstaunlichsten Phantasmen hingegeben hat, geht der Kolonisierte endlich, das Maschinengewehr in der Faust, gegen die einzigen Kräfte vor, die ihm sein Sein streitig gemacht haben: die des Kolonialismus. Und der junge Kolonisierte, der in einer Atmosphäre von Eisen und Feuer aufwächst, kann es sich leisten, Witze zu reißen über Zombie-Ahnen, die zweiköpfigen Pferde, die wiedererwachenden Toten, die Dschinns, die ein Gähnen ausnutzen, um in den Körper zu fahren. Der Kolonisierte entdeckt die Realität und verändert sie in der Entfaltung seiner Praxis, in der Ausübung der Gewalt, in seinem Befreiungsplan.

Wir haben gesehen, daß diese Gewalt während der ganzen Kolonialperiode, obwohl sie sich unter der Haut ansammelt, leerläuft. Wir haben gesehen, wie sie durch die emotionalen Entladungen des Tanzes oder der Besessenheit kanalisiert wird. Wir haben gesehen, wie sie sich in Bruderkämpfen erschöpft. Das Problem ist jetzt, zu begreifen, wie diese Gewalt sich reorientiert. Während sie sich zuvor in Mythen gefiel und Gelegenheiten für einen kollektiven Selbstmord suchte, werden ihr nun neue Bedingungen ermöglichen, die Richtung zu wechseln.

Durch die Befreiung der Kolonien ist der gegenwärtigen Epoche ein theoretisches Problem von entscheidender Bedeutung aufgegeben: wann kann man sagen, daß die Situation für eine nationale Befreiungsbewegung reif sei? Wer soll ihre Avantgarde stellen? Da die Dekolonisation vielfältige Formen angenommen hat, zögert die Vernunft und verbietet sich zu sagen, was eine wirkliche Dekolonisation und was eine falsche sei. Wir werden sehen, daß es für den Betroffenen eine dringliche Aufgabe ist, über die Mittel, die Taktik, das heißt die Verfahrensweise und die Organisation, zu entscheiden. Wird sie nicht gelöst, so liefert man sich einem Voluntarismus aus, der dem blinden Zufall und den schlimmsten Möglichkeiten der Reaktion Tür und Tor öffnet.

Welches sind die Kräfte, die in der Kolonialperiode der Ge-

walt des Kolonisierten neue Wege, neue Ansatzpunkte bieten? Da sind zunächst die politischen Parteien und die intellektuellen oder kaufmännischen Eliten. Für bestimmte politische Formationen ist es jedoch kennzeichnend, daß sie Prinzipien verkünden, aber keine Parolen ausgeben. Die Aktivität dieser nationalistischen politischen Parteien erschöpft sich, solange die Kolonialmacht herrscht, im Wahlkampf-Betrieb und in einer Folge von philosophisch-politischen Abhandlungen über das Selbstbestimmungsrecht der Völker, über das Menschenrecht auf Würde und Brot und in der ununterbrochenen Beteuerung des Grundsatzes: »Ein Mensch – eine Stimme.« Die nationalistischen politischen Parteien bestehen nie auf der Notwendigkeit der Kraftprobe, weil ihr Ziel eben nicht die radikale Umwälzung des Systems ist. Als Pazifisten und Legalisten im Grunde Parteigänger der Ordnung (der neuen), stellen diese politischen Kreise der kolonialistischen Bourgeoisie offen die Forderung, die ihnen wesentlich ist: »Gebt uns mehr Macht.« Gegenüber dem spezifischen Problem der Gewalt verhalten sich die Eliten zweideutig. Sie sind gewalttätig in ihren Worten und reformistisch in ihren Taten. Wenn die bürgerlich-nationalistischen Politiker etwas sagen, so geben sie ohne Umschweife zu verstehen, daß sie es nicht wörtlich meinen.

Dieser Charakter der nationalistischen politischen Parteien ist durch die Qualität ihrer Kader wie ihrer Anhängerschaft zu erklären. Diese Anhängerschaft ist städtisch: sie besteht aus Arbeitern, Lehrern, kleineren Handwerkern und Kaufleuten, die angefangen haben, von der kolonialen Situation zu profitieren – für ein Butterbrot, versteht sich –, und die nun ihre Sonderinteressen anmelden. Sie verlangen die Verbesserung ihrer Lage, die Erhöhung der Löhne. Der Dialog zwischen diesen politischen Parteien und dem Kolonialismus ist niemals abgerissen. Man diskutiert über Verbesserungen, parlamentarische Vertretung, Pressefreiheit, Vereinsfreiheit. Man diskutiert über Reformen. So kann es auch nicht überraschen, daß eine große Zahl von Eingeborenen in den Lokalverbänden der politischen Formationen des »Mutterlandes« aktiv ist. Diese Eingeborenen kämpfen für das abstrakte Schlagwort »Die Macht dem Proletariat« und vergessen dabei, daß in ihrem Land zunächst um die Forderungen dieses Landes gekämpft

werden muß. Der kolonisierte Intellektuelle läßt seine Aggressivität dem kaum verhüllten Willen zugute kommen, sich der kolonialen Welt anzupassen. Er stellt seine Aggressivität in den Dienst seiner eigenen, seiner individuellen Interessen. So entsteht leicht eine Klasse von individuell befreiten Sklaven, von Freigelassenen. Was der Intellektuelle fordert, ist die Möglichkeit, die Freigelassenen zu vermehren, die Möglichkeit, eine authentische Klasse von Freigelassenen zu organisieren. Die Massen dagegen wollen nicht die Erfolgchancen von einzelnen sich vergrößern sehen. Nicht den Status des Kolonialherrn verlangen sie, sondern seinen Platz. Die Kolonisierten wollen in ihrer überwältigenden Mehrheit die Farm des Kolonialherrn. Sie haben nicht die Absicht, mit dem Kolonialherrn in einen Wettbewerb zu treten. Sie wollen seinen Platz.

Die Bauernschaft wird von der Propaganda der meisten nationalistischen Parteien systematisch vernachlässigt. Es ist jedoch offenkundig, daß in den Kolonialländern nur die Bauernschaft revolutionär ist. Sie hat nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Der Bauer, der Deklassierte, der Ausgehungerte ist der Ausgebeutete, der am schnellsten entdeckt, daß sich nur die Gewalt bezahlt macht. Für ihn gibt es keinen Kompromiß, keine Möglichkeit, sich zu arrangieren. Kolonisation oder Dekolonisation, das ist ganz einfach eine Frage der Stärke. Der Ausgebeutete entdeckt, daß seine Befreiung alle Mittel voraussetzt, vor allem die Stärke. Als 1956, nach der Kapitulation Guy Mollets vor den Kolonialherren Algeriens, die Nationale Befreiungsfront in einem berühmten Flugblatt feststellte, daß der Kolonialismus nur nachgibt, wenn ihm das Messer an der Kehle sitze, hat tatsächlich kein Algerier diese Ausdrücke zu gewalttätig gefunden. Das Flugblatt drückte nur aus, was alle Algerier empfanden: der Kolonialismus ist keine Denkmaschine, kein vernunftbegabter Körper. Er ist die Gewalt im Naturzustand und kann sich nur einer noch größeren Gewalt beugen.

Im Moment der entscheidenden Auseinandersetzung tritt die kolonialistische Bourgeoisie, die bis dahin immer ruhig geblieben war, in Aktion. Sie führt einen neuen Begriff ein, der im Grunde nur ein Produkt der kolonialen Situation ist: Gewaltlosigkeit. In ihrer Rohform bedeutet diese Gewaltlosigkeit für

die kolonisierten intellektuellen und wirtschaftlichen Eliten, daß die kolonialistische Bourgeoisie die gleichen Interessen hat wie sie, daß es also unvermeidlich und dringlich ist, zu einer **Einigung** über das gemeinsame Wohl zu gelangen. Die **Gewaltlosigkeit** ist ein Versuch, das koloniale Problem am grünen Tisch zu regeln, noch vor jeder unwiderruflichen Geste, jedem Blutvergießen, jeder bedauerlichen Handlung. Wenn aber die Massen, ohne darauf zu warten, bis am grünen Tisch Platz genommen wird, nur auf ihre eigene Stimme hören und mit Brandschatzungen und Attentaten beginnen, dann sieht man die »Eliten« und die Führer der nationalistischen bürgerlichen Parteien zu den Kolonialisten stürzen und ihnen sagen: »Es ist sehr ernst! Niemand weiß, wie das enden wird, es muß eine Lösung, ein Kompromiß gefunden werden.«

Dieser Begriff des Kompromisses ist sehr wichtig für das Phänomen der Dekolonisation, denn er ist keineswegs einfach. Der Kompromiß betrifft nämlich gleichermaßen das Kolonialsystem wie die junge nationale Bourgeoisie. Die Vertreter des Kolonialsystems entdecken, daß die Massen alles zu zerstören drohen. Die Sabotage der Brücken, die Zerstörung der Farmen, die Strafexpeditionen, der Krieg treffen die Wirtschaft hart. Auch die nationale Bourgeoisie kann die möglichen Folgen dieses Taifuns nicht absehen. Sie muß befürchten, daß dieser gewaltige Sturm sie hinwegfegen wird; deshalb beschwört sie die Kolonialherren immer wieder: »Noch können wir das Blutbad aufhalten, noch haben die Massen Vertrauen zu uns, macht schnell, wenn ihr nicht alles verderben wollt.« Ein Schritt weiter, und der Führer der nationalistischen Partei distanziert sich von aller Gewaltanwendung. Er versichert nachdrücklich, daß er nichts mit diesen Mau-Mau, diesen Terroristen, diesen Mördern zu tun habe. Bestenfalls verschanzt er sich in einem Niemandsland zwischen Terroristen und Kolonialherren und bietet sich als »Unterhändler« an: da die Kolonialherren nicht mit den Mau-Mau verhandeln können, ist er gern bereit, Verhandlungen anzubahnen. Auf diese Weise macht sich die Nachhut des nationalen Kampfes, jener Teil des Volkes, der niemals aufgehört hat, auf der anderen Seite zu stehen, durch einen schier akrobatischen Trick zum Vortrupp der Verhandlungen und des Kompromisses – und das gelingt ihr, weil sie sich wohl gehütet hat, den Kontakt

mit dem Kolonialismus jemals abzubrechen.

Vor der Verhandlung begnügen sich die meisten nationalistischen Parteien damit, jene »Wildheit« zu erklären, zu entschuldigen. Sie identifizieren sich nicht mit dem Kampf des Volkes, und nicht selten lassen sie sich in geschlossenen Klubs dazu hinreißen, solche aufsehenerregenden Aktionen, die der Presse und der Öffentlichkeit des »Mutterlandes« als abscheulich gelten, auch ihrerseits zu verurteilen. Das Bemühen, die Dinge objektiv zu sehen, dient dieser Politik des Immobilismus als Rechtfertigung. Aber diese klassische Haltung der kolonisierten Intellektuellen und der Führer der nationalistischen Parteien ist in Wirklichkeit nicht objektiv. Im Grunde bezweifeln diese Leute, daß die ungeduldige Gewalt der Massen das wirksamste Mittel zur Verteidigung ihrer eigenen Interessen sei. Oft sind sie auch von der Unwirksamkeit der gewaltsamen Methoden überzeugt. Für sie ist ohne Frage jeder Versuch, die koloniale Unterdrückung mit Gewalt zu brechen, ein verzweifeltes, ein selbstmörderisches Unternehmen, weil in ihren Gehirnen die Panzer und die Jagdflugzeuge der Kolonialherren einen enormen Platz einnehmen. Wenn man ihnen sagt: »Es gilt zu handeln«, sehen sie schon Bomben auf ihre Köpfe fallen, Panzer auf den Straßen heranrücken, das Maschinengewehr, die Polizei . . . und bleiben sitzen. Sie brechen erst auf als Verlierer. Ihre Unfähigkeit, durch die Gewalt zu siegen, braucht nicht bewiesen zu werden, sie zeigen sie in ihrem täglichen Leben und in ihrer Taktik. Sie stehen immer noch auf jenem puerilen Standpunkt, den Engels in seiner berühmten Polemik gegen Dühring, jenes Monstrum an Puerilität, eingenommen hat: »Ebensogut wie Robinson sich einen Degen verschaffen konnte, ebensogut dürfen wir annehmen, daß Freitag eines schönen Morgens erscheint mit einem geladenen Revolver in der Hand, und dann kehrt sich das ganze »Gewalt«-Verhältnis um: Freitag kommandiert, und Robinson muß schanzen . . . Also der Revolver siegt über den Degen, und damit wird es doch wohl auch dem kindlichsten Axiomatiker begreiflich sein, daß die Gewalt kein bloßer Willensakt ist, sondern sehr reale Vorbedingung zu ihrer Betätigung erfordert, namentlich *Werkzeuge*, von denen das vollkommnere das unvollkommnere überwindet; daß ferner diese Werkzeuge produziert sein müssen, womit zugleich gesagt ist, daß der

Produzent vollkommenerer Gewaltwerkzeuge, vulgo Waffen, den Produzenten der unvollkommeneren besiegt, und daß, mit einem Wort, der Sieg der Gewalt beruht auf der Produktion von Waffen, und diese wieder auf der Produktion überhaupt, also – auf der ökonomischen Macht, auf der ›Wirtschaftslage‹, auf den der Gewalt zur Verfügung stehenden *materiellen* Mitteln.«⁴ Die reformistischen Führer sagen tatsächlich nichts anderes: »Womit wollt ihr euch gegen die Kolonialherren schlagen? Mit euren Messern? Mit euren Jagdgewehren?«

Es ist wahr, die Instrumente sind im Bereich der Gewalt wichtig, weil letztlich alles auf die Verteilung dieser Instrumente ankommt. Aber gerade in diesem Bereich kann die Befreiung der kolonialen Territorien zu einer neuen Erkenntnis führen. Man hat zum Beispiel gesehen, daß Napoleon im Spanienfeldzug einen typischen Kolonialkrieg, trotz seiner Truppenstärke, die während der Frühjahrsoffensive von 1810 die ungeheure Zahl von 400 000 Mann erreicht hatte, zum Rückzug gezwungen wurde. Dabei ließ die französische Armee durch ihre Kriegsinstrumente, die Tapferkeit ihrer Soldaten und das militärische Genie ihrer Offiziere ganz Europa erzittern. Angesichts der riesigen Mittel der napoleonischen Truppen haben die Spanier, getragen von einem unerschütterlichen Patriotismus, ihre berühmte Guerilla-Taktik entwickelt, die übrigens schon die amerikanischen Milizen, 25 Jahre früher, gegen die englischen Truppen erprobt hatten. Aber die Guerilla der Kolonisierten wäre als Instrument der Gewalt gegenüber anderen Gewaltinstrumenten nichts, wenn sie nicht zugleich ein neues Element im globalen Konkurrenzkampf der Trusts und der Monopole wäre.

Zu Beginn der Kolonisation konnte eine einzige Marschkolonie riesige Territorien besetzen: Kongo, Nigeria, die Elfenbeinküste usw. . . . Heute aber fügt sich der nationale Kampf des Kolonisierten in eine absolut neue Situation ein. Der Kapitalismus sah in seiner Blütezeit in den Kolonien eine Quelle von Rohstoffen, die nach ihrer Verarbeitung auf den europäischen Markt geworfen werden konnten. Nach einer Phase der Akkumulation des Kapitals kommt er heute dazu, seine Auffassung von der Rentabilität eines Geschäfts zu modifizieren. Die Kolonien sind ein Markt geworden. Die Kolonialbevöl-

kerung ist eine kaufende **Kundschaft**. Wenn jetzt aber die Garnison ewig verstärkt werden muß, wenn der Handel nachläßt, das heißt, wenn die Fertigwaren nicht mehr exportiert werden können, so beweist das, daß die militärische Lösung keine Lösung mehr ist. Eine blinde Herrschaft nach Sklaventhalergeschmack ist für das »Mutterland« wirtschaftlich nicht rentabel. Die monopolistische Fraktion der Bourgeoisie im »Mutterland« unterstützt keine Regierung mehr, deren Politik einzig und allein die des Schwertes ist. Die Industriellen und Finanzleute des »Mutterlandes« erwarten von ihrer Regierung nicht die Dezimierung der Bevölkerung; sie erwarten, daß diese Regierung ihre »legitimen Interessen« durch Handelsabkommen und Wirtschaftsverträge wahrt.

Es besteht also eine objektive Komplizenschaft zwischen dem Kapitalismus und den gewaltsamen Kräften, die im kolonialen Territorium losbrechen. Außerdem steht der Kolonisierte dem Unterdrücker nicht allein gegenüber. Er kann mit der politischen und diplomatischen Hilfe fortschrittlicher Länder und Völker rechnen. Vor allem aber kann er sich auf die Konkurrenz, den unbarmherzigen Kampf verlassen, den sich die Finanzgruppen liefern. Die Berliner Konferenz hat das zersstückelte Afrika noch unter drei oder vier Flaggen aufteilen können. Heute dagegen ist es unwichtig, ob irgendein afrikanisches Gebiet unter französischer oder unter belgischer Oberhoheit steht: worauf es ankommt, ist der Schutz der wirtschaftlichen Einflußzonen. Artilleriefeuer und die Politik der verbrannten Erde sind der wirtschaftlichen Unterwerfung gewichen. Man führt nicht mehr Unterdrückungskriege gegen irgendwelche rebellischen Sultane, man geht eleganter und weniger blutig vor. Man beschließt die friedliche Liquidierung des Castro-Regimes, man versucht Guinea zugrunde zu richten, man schaltet Mossadegh aus. Der nationale Führer, der vor der Gewalt Angst hat, irrt also, wenn er sich einbildet, der Kolonialismus werde »uns alle massakrieren«. Die Militärs fahren zwar fort, mit den Puppen aus der Eroberungszeit zu spielen, aber die Finanzkreise beeilen sich, sie in die Wirklichkeit zurückzuholen.

Deshalb wird von den vernünftigen nationalistischen Parteien erwartet, daß sie so klar wie möglich ihre Forderungen vortragen und mit dem kolonialistischen Partner in Ruhe und

ohne Leidenschaft eine Lösung suchen, die die Interessen beider Seiten respektiert. Und wenn dieser nationalistische Reformismus, der sich oft als eine Karikatur der Gewerkschaftsbewegung erweist, dann zu handeln beschließt, wird er es auf ganz friedlichen Wegen tun: Arbeitsniederlegungen in den wenigen städtischen Industrien, Massendemonstrationen mit Akklamationen für die Parteiführer, Boykott der Autobusse und der importierten Lebensmittel. Alle diese Aktionen dienen gleichzeitig dazu, den Kolonialismus unter Druck zu setzen und dem Volk zu erlauben, sich auszutoben. Eine solche Schlafkur für das Volk kann zuweilen zum Erfolg führen. In solchen Fällen geht aus der Diskussion am grünen Tisch immer dieselbe politische Lösung hervor. M'ba, der Präsident der Republik Gabun, hat sie beim Antritt seines Staatsbesuches in Paris feierlich zu Ende formuliert: »Gabun ist unabhängig, aber zwischen Gabun und Frankreich hat sich nichts geändert. Alles bleibt, wie es war.« In der Tat, die einzige Änderung besteht darin, daß M'ba Präsident der Republik Gabun ist und daß er vom Präsidenten der französischen Republik empfangen wird.

Die kolonialistische Bourgeoisie wird in ihrem Beruhigungswerk an den Kolonisierten von der stets dienstbereiten Religion unterstützt. Alle Heiligen, die die zweite Wange hingehalten, Beleidigungen vergeben, sich nicht gerührt haben, als sie angespuckt und beschimpft wurden, werden zu Vorbildern erklärt und ausgeboten. Wenn die Eliten der kolonisierten Länder, diese freigelassenen Sklaven, endlich an der Spitze der Bewegung stehen, bringen sie unweigerlich einen Ersatz für den Kampf hervor, dem sie ausgewichen sind. Sie benutzen *die Versklavung ihrer Brüder*, um die Sklavenhalter zu beschämen und den konkurrierenden Finanzgruppen ihrer Unterdrücker ein humanitäres Alibi zu verschaffen. Niemals appellieren sie wirklich an die Sklaven, niemals mobilisieren sie diese konkret. Ganz im Gegenteil, im Moment der Wahrheit, das heißt für sie: der Lüge, drohen sie mit einer *Mobilisierung der Massen*, als sei diese Drohung die entscheidende Waffe, die wie durch ein Wunder das »Ende des Kolonialregimes« herbeiführen werde. Natürlich gibt es innerhalb dieser politischen Parteien und ihrer Kader auch Revolutionäre, die sich von der Farce der nationalen Unabhängigkeit entschieden abwenden.

Aber es dauert nicht lange, bis die Interventionen, die Initiativen, die Wutausbrüche dieser Minderheit dem Parteiapparat lästig werden. Dann isoliert man diese Elemente Schritt für Schritt und schaltet sie schließlich kurzerhand aus. Zur gleichen Zeit, als gäbe es hier ein dialektisches Zusammenwirken, stürzt sich die kolonialistische Polizei auf sie. Ohne sicheren Unterschlupf in den Städten, von den alten Revolutionären gemieden, von den neuen Parteihäuptern verstoßen, werden diese unerwünschten Personen mit dem aufrührerischen Blick auf dem Lande stranden. Dann bemerken sie in einer Art Taumel, daß die bäuerlichen Massen ihre Ansichten auf eine Andeutung hin verstehen und ihnen unvermittelt jene Frage stellen, auf die sie keine Antwort parat haben: »Wann geht es los?«

Diese Begegnung der städtischen Revolutionäre mit den Bauern wird noch genauer zu erörtern sein. Kehren wir zu den politischen Parteien zurück, um zu zeigen, daß ihre Handlungen trotz allem auch fortschrittliche Züge aufweisen. In ihren Reden »nennen« die politischen Führer das eigene Land. Dadurch geben sie den Forderungen des Kolonisierten zwar keinen Inhalt, kein politisches und soziales Programm, aber doch eine einheimische Form, einen Rahmen, also das, was wir die Minimalforderung nennen können. Die Politiker, die das Wort ergreifen oder in den nationalistischen Zeitungen schreiben, lassen das Volk träumen. Sie umgehen den Umsturz, führen jedoch gefährliche Umsturzfermente in das Bewußtsein der Hörer oder Leser ein. Oft wird die National- oder Stammessprache benutzt. Auch das heißt, den Traum nähren, der Phantasie erlauben, sich außerhalb der kolonialen Ordnung zu tummeln. Manchmal sagen diese Politiker noch: »Wir Neger, wir Araber«, und diese während der Kolonialperiode sehr ambivalente Anrede erhält eine Art Weihe. Die nationalistischen Führer spielen mit dem Feuer. Ein afrikanischer Parteiführer machte neulich einer Gruppe von jungen Intellektuellen das folgende Geständnis: »Denkt nach, bevor ihr zu den Massen sprecht, sie entzündet sich schnell.« Das heißt, daß es eine List der Geschichte gibt; sie spielt in den Kolonien eine grausame und eine große Rolle.

Wenn ein politischer Führer das Volk zu einer Versammlung

zusammenruft, liegt sozusagen Blut in der Luft. Trotzdem beschäftigt sich der Redner oft vor allem damit, seine Macht zu zeigen. Er zeigt sie, damit er sie nicht benutzen muß. Aber die derart geschürte Unruhe – gehen, kommen, Reden anhören, das Volk versammelt sehen, die Polizisten drumherum, dazu die militärischen Demonstrationen, die Verhaftungen, die Deportationen politischer Führer –, dieses ganze Durcheinander gibt dem Volk den Eindruck, daß seine Stunde gekommen sei, die Stunde der Tat. In solchen Momenten der Instabilität vermahnend die politischen Parteien die Linke zur Ruhe, während sie auf der Rechten den Horizont absuchen, um die liberalen Absichten des Kolonialismus zu enträtseln.

Auch bestimmte Episoden aus dem Leben des Kollektivs dienen dem Volk dazu, sich in Form zu halten, sich seine revolutionäre Leistungsfähigkeit zu bewahren. Der Bandit zum Beispiel, der sich tagelang gegen die auf seine Spur gesetzten Gendarmen behauptet, derjenige, der in einem Einzelkampf unterliegt, nachdem er vier oder fünf Polizisten niedergeschlagen hat, derjenige, der sich das Leben nimmt, um seine Komplizen nicht »dranzugeben«, sie dienen dem Volk als Leitsterne, Aktionsmodelle, »Helden«. Da nutzt es gar nichts, zu sagen, dieser Held sei ein Dieb, ein Schurke oder ein Verbrecher. Wenn die Tat, derentwegen er von den Behörden verfolgt wird, ausschließlich gegen eine kolonialistische Person oder Sache gerichtet war, dann ist die Demarkation deutlich, flagrant. Der Identifikationsprozeß vollzieht sich von selbst.

Man muß auch auf die Rolle hinweisen, die die Geschichte des einheimischen Widerstands gegen die Eroberung in diesem Reifungsprozeß spielt. Die großen Figuren des kolonisierten Volkes sind immer die, die den Widerstand gegen die Invasion geleitet haben. Behanzin, Soundiata, Samory, Abd el Kader erwachen in der Zeit, die der Aktion vorausgeht, mit besonderer Intensität zu neuem Leben. Das ist ein Zeichen dafür, daß das Volk dabei ist, wieder aufzubrechen, die vom Kolonialismus eingeführte tote Zeit hinter sich zu lassen, Geschichte zu machen. Neue Nationen sind nur dort aufgetaucht, alte Kolonialstrukturen nur dort zerstört worden, wo das Volk selbst sich seine Unabhängigkeit gewaltsam erkämpft hat oder wo ein solcher gewaltsamer Umsturz in der unmittelbaren Nach-

barschaft die Kolonialmacht zum Rückzug gezwungen hat.

Das kolonisierte Volk ist nicht allein. Trotz den Bemühungen des Kolonialismus bleiben seine Grenzen durchlässig für Nachrichten und Echos. Es entdeckt, daß die Atmosphäre geladen ist mit Gewalt, die hier und dort ausbricht, hier und dort das Kolonialregime wegfegt. Jede gewaltsame Aktion, die Erfolg hatte, spielt eine nicht nur informative, sondern auch operative Rolle für den Kolonisierten. Der große Sieg des vietnamesischen Volkes in Dien-Bien-Phu ist keineswegs nur ein Sieg für Vietnam. Vom Juli 1954 an hieß die Frage, welche die Kolonialvölker sich stellten: »Was ist zu tun, um ein Dien-Bien-Phu zu verwirklichen? Wie muß man es anfangen?« An der Möglichkeit dieses Dien-Bien-Phu konnte kein Kolonisierte mehr zweifeln. Die Frage war nur noch, wie die Kräfte einzuteilen und zu organisieren und wann sie einzusetzen waren. Die in der Luft liegende Gewalt verändert aber nicht nur die Kolonisierten, sondern auch die Kolonialisten, die ein vielfaches Dien-Bien-Phu auf sich zukommen sehen. Deshalb bemächtigt sich der kolonialistischen Regierungen eine regelrechte Panik. Sie versuchen, der Befreiungsbewegung zuvorzukommen, sie nach rechts zu drücken, das Volk zu entwaffnen: Schnell, dekolonisieren wir! Dekolonisieren wir den Kongo, bevor er sich in ein Algerien verwandelt! Verabschieden wir das Rahmengesetz für Afrika, schaffen wir die Communauté, reformieren wir diese Communauté, aber, ich beschwöre Sie, dekolonisieren wir, ehe es zu spät ist! Dieser Eifer geht so weit, daß man einem Mann wie Houphouët-Boigny die Unabhängigkeit förmlich aufzwingt. Auf die Strategie von Dien-Bien-Phu antwortet der Kolonialist mit der Strategie der Eindämmung . . . bei allem Respekt vor der Souveränität der neuen Staaten!

Aber kommen wir auf die Gewalt zurück, die überall in der Luft liegt. Wir haben gesehen, wie sie reift, wie sie sich mitteilt und überträgt und wie sie schließlich zum Ausbruch kommt. Das koloniale Regime versucht sie abzulenken auf lokale Stammesfehden. Sie aber macht sich dennoch auf ihren Weg; der Kolonisierte identifiziert seinen Feind, gibt allen seinen Mißgeschicken einen Namen und wirft die ganze, bis zum äußersten gereizte Kraft seines Hasses und seiner Wut in die

Waagschale. Aber wie kommen wir von der atmosphärischen Gewalt zur aktiven Gewalt? Was läßt das Wasser überkochen? Da ist zunächst zu bedenken, daß die Entwicklung den Kolonialherrscher nicht ungeschoren läßt. Er, der die Eingeborenen »kennt«, bemerkt allerlei Anzeichen dafür, daß sich etwas tut, daß etwas in der Luft liegt. Die »guten« Eingeborenen machen sich rar, das Schweigen nimmt zu, wenn der Unterdrücker sich nähert. Manchmal sind die Blicke eisig, die Haltungen und Äußerungen rundweg aggressiv. Die nationalistischen Parteien regen sich, vermehren ihre Versammlungen, und gleichzeitig werden die Polizeikräfte vergrößert, es treffen Truppenverstärkungen ein. Die Kolonialherren, und als erste die auf ihren Farmen isolierten Landwirte, schlagen Alarm. Sie fordern energische Maßnahmen.

Die Behörden ergreifen tatsächlich aufsehenerregende Maßnahmen, verhaften ein oder zwei Parteiführer, organisieren militärische Aufmärsche, Manöver, Flugübungen. Die Machtdemonstrationen, die militärischen Übungen, dieser Pulvergeruch, der die Atmosphäre jetzt erfüllt, lassen das Volk nicht zurückweichen. Die Bajonette und Kanonaden verstärken seine Aggressivität. Eine dramatische Atmosphäre entsteht, in der jeder beweisen will, daß er zu allem bereit ist. In dieser Situation geht der Schuß von alleine los, denn die Nerven sind überreizt, die Furcht hat sich eingestellt, man hat den Finger am Abzug. Ein banaler Vorfall, und das Maschinengewehrfeuer beginnt: das ist Sétif in Algerien, das sind die Carrières Centrales in Marokko, das ist Moramanga auf Madagaskar.

Die Unterdrückungsaktionen, weit davon entfernt, den Elan zu brechen, beschleunigen noch den Fortschritt des nationalen Bewußtseins. Von einem bestimmten Stadium der Bewußtseinsentwicklung an verstärken die Blutbäder in den Kolonien dieses Bewußtsein; sie machen deutlich, daß zwischen Unterdrückern und Unterdrückten keine Frage gelöst wird, es sei denn durch Gewalt. Man muß hier daran erinnern, daß die politischen Parteien die Parole zum bewaffneten Aufstand nicht ausgegeben, diesen Aufstand nicht vorbereitet haben. All diese Unterdrückungsaktionen, all diese von der Angst hervorgerufenen Handlungen kommen den politischen Führern eher ungelegen. Die Ereignisse überraschen sie. Derweil

kann der Kolonialismus beschließen, die nationalistischen Führer zu verhaften. Inzwischen haben die Regierungen der kolonialistischen Länder jedoch begriffen, daß es sehr gefährlich ist, den Massen ihre Führer zu nehmen. Denn dann stürzt sich das nicht mehr gezügelte Volk in den Aufstand, den Aufruhr, die »bestialischen Morde«. Die Massen geben ihren »blutrünstigen Instinkten« freien Lauf und erzwingen vom Kolonialismus die Befreiung der politischen Führer, denen nun die schwierige Aufgabe zufällt, die Ruhe wiederherzustellen. Das kolonisierte Volk, das seine Gewalt spontan in die kolossale Aufgabe der Zerstörung des Kolonialsystems investiert hatte, sieht sich in kurzer Zeit auf die passive unfruchtbare Lösung »Befreit X oder Y« zurückgeworfen. Dann wird der Kolonialismus diese Personen befreien und mit ihnen verhandeln. Die Stunde der Volksfeste hat begonnen.⁵

In anderen Fällen bleibt der Apparat der politischen Parteien vielleicht intakt. Aber im Zuge der kolonialistischen Unterdrückung und der spontanen Reaktion des Volkes werden die Parteien von ihren Mitgliedern überrannt. Die Gewalt der Massen leistet den militärischen Kräften des Okkupanten heftigen Widerstand, die Situation verschlimmert sich und wird vollkommen verfahren. Die befreiten politischen Führer bleiben dann zurück. Mit ihrer Bürokratie und ihrem vernünftigen Programm plötzlich überflüssig geworden, sieht man sie, weitab von den Ereignissen, ihren letzten Trick ausspielen. Jetzt sprechen sie plötzlich »im Namen der geknebelten Nation«. Der Kolonialismus wirft sich begierig auf diesen unverhofften Fund, macht diese Überflüssigen zu seinen Gesprächspartnern und gibt ihnen im Handumdrehen die Unabhängigkeit, unter der Voraussetzung, daß sie die Ordnung wiederherstellen.

Man sieht, daß sich jedermann dieser Gewalt bewußt ist und daß sie nicht in jedem Fall mit noch größerer Gewalt beantwortet wird. Für die Kolonialmächte geht es vielmehr darum, die Krise zu entschärfen.

Die Intuition der kolonisierten Massen begreift also plötzlich, daß ihre Befreiung durch Gewalt geschehen muß und nur durch sie geschehen kann. Aber wie können diese ausgehungerten und geschwächten Menschen, ohne Technik, ohne Er-

fahrung mit den Organisationsmethoden, angesichts der wirtschaftlichen und militärischen Macht des Okkupanten sich zu dem Gedanken versteigen, daß nur die Gewalt sie befreien kann? Wie können sie auf einen Sieg hoffen?

Denn die Gewalt, und das ist der Skandal, kann als Methode sehr wohl die Losung einer politischen Partei bilden. Kader können das Volk zum bewaffneten Kampf aufrufen. Diese Problematik der Gewalt gilt es zu reflektieren. Daß der deutsche Militarismus beschließt, seine Grenzprobleme mit Gewalt zu regeln, überrascht uns keineswegs. Wenn aber, beispielsweise, das angolesische Volk beschließt, zu den Waffen zu greifen, wenn das algerische Volk jede Methode verwirft, die nicht gewaltsam ist, so handelt es sich um etwas ganz anderes: hier hat die Gewalt ein neues Gesicht. Die kolonisierten Menschen, diese Sklaven der Gegenwart, sind ungeduldig. Sie wissen, daß allein diese Tollwut sie der kolonialen Unterdrückung entziehen kann. Eine neue Art von Beziehungen ist in der Welt entstanden. Die unterentwickelten Völker sprengen ihre Ketten, und das Erstaunliche ist, daß es ihnen gelingt. Man darf behaupten, daß es lächerlich ist, in der Zeit des Sputnik zu verhungern, aber für die kolonisierten Massen betrifft die Erklärung weniger den Mond. Die Wahrheit ist, daß heute kein kolonialistisches Land in der Lage ist, die einzige Kampfform zu wählen, die eine Erfolgchance hätte: die fortgesetzte Stationierung einer starken Besatzungsmacht.

Im Innern stehen die kolonialistischen Länder Widersprüchen und Forderungen der Arbeiter gegenüber, die den Einsatz ihrer Polizeikräfte nötig machen. Und ihre Truppen brauchen diese Länder bei der gegenwärtigen internationalen Lage, um ihr Regime zu schützen. Schließlich kennt man den Mythos der von Moskau gesteuerten Befreiungsbewegungen, der in der panikmachenden Argumentation des Regimes bedeutet: »Wenn das so weitergeht, werden die Kommunisten von diesen Unruhen profitieren, sie werden diese Gebiete unterwandern.«

Die Tatsache, daß der Kolonisierte in seiner Ungeduld nach Kräften mit der Gewalt droht, beweist, daß er sich des außergewöhnlichen Charakters der gegenwärtigen Situation bewußt ist und sie zu nutzen gedenkt. Aber auch durch seine unmittelbare Erfahrung gewinnt der Kolonisierte, der die moderne

Welt bis in die entlegensten Winkel des Busches vordringen sieht, ein scharfes Bewußtsein dessen, was er nicht besitzt. Eine Art von kindlicher Logik überzeugt die Massen davon, daß man ihnen alle diese Dinge gestohlen hat. Unter diesen Umständen schreiten sie in manchen unterentwickelten Ländern sehr schnell voran und begreifen nach zwei oder drei Jahren der Unabhängigkeit, daß sie frustriert sind, daß »es sich nicht gelohnt hat«, zu kämpfen, wenn in Wirklichkeit alles beim alten bleibt. Nach der bürgerlichen Revolution von 1789 haben die kleinsten französischen Bauern substantiell von dieser Umwälzung profitiert. Aber es ist allgemein bekannt, daß in der Mehrheit der Fälle, für 95 Prozent der Bevölkerung der unterentwickelten Länder, die Unabhängigkeit keine unmittelbare Veränderung bringt. Ein scharfer Beobachter stellt die Existenz einer verhohlenen Unzufriedenheit fest, vergleichbar jener Glut, die nach dem Löschen einer Feuersbrunst immer wieder aufzuflackern droht.

Man sagt dann, die Kolonisierten wollten zu schnell vorwärtskommen. Vergessen wir jedoch niemals, daß man vor nicht allzu langer Zeit von ihrer Langsamkeit, ihrer Faulheit, ihrem Fatalismus überzeugt war. Man kann schon beobachten, daß die Gewalt, die zur Zeit des Befreiungskampfes in ganz bestimmten Kanälen verlief, durch den Zauber einer neuen Nationalflagge nicht zum Erlöschen gebracht wird. Sie erlischt um so weniger, als der nationale Aufbau mehr und mehr in den Rahmen des entscheidenden Wettstreits zwischen Kapitalismus und Sozialismus tritt.

Dieser Wettstreit gibt den lokalsten Forderungen eine gleichsam universale Dimension. Jede Versammlung, jeder Unterdrückungsakt hallt in der internationalen Arena wider. Die Morde von Sharpeville haben die öffentliche Meinung monatelang mobilisiert. Durch Presse und Funk und im privaten Gespräch ist Sharpeville zu einem Symbol geworden. Am Beispiel Sharpevilles haben Männer und Frauen das Problem der *Apartheid* in Südafrika kennengelernt. Und man kann nicht behaupten, Demagogie allein erkläre das plötzliche Interesse der Großen für die kleinen Angelegenheiten der unterentwickelten Gebiete. Jeder Aufstand, jede Erhebung in der Dritten Welt gewinnt im Rahmen des Kalten Krieges Bedeu-

tung. In Salisbury werden zwei Menschen niedergeknüppelt, und schon gerät ein ganzer Block in Bewegung, spricht von diesen beiden Menschen und wirft, von diesem Fall ausgehend, das besondere Problem Rhodesiens auf – um es mit dem ganzen Afrikakomplex und mit der Gesamtheit der kolonisierten Menschen in Verbindung zu bringen. Doch auch der andere Block ermißt am Ausmaß dieser Kampagne die schwachen Stellen seines Systems. Die kolonisierten Völker machen die Erfahrung, daß keine Mächtegruppe es sich leisten kann, ihre lokalen Zwischenfälle zu ignorieren. Von dieser Atmosphäre weltweiter Erschütterungen ergriffen, hören sie auf, sich auf ihren regionalen Horizont zu beschränken.

Wenn man alle drei Monate erfährt, daß sich die 6. oder 7. Flotte einer bestimmten Küste nähert, wenn Chruschtschow droht, Castro mit Raketen zu retten, wenn Kennedy anlässlich des Laos-Problems beschließt, äußerste Maßnahmen zu ergreifen, gewinnt der Kolonisierte oder der neue **Unabhängige** den Eindruck, daß er, ob er will oder nicht, in einen **entfesselten** Aufbruch hineingeraten ist. Tatsächlich marschiert er schon. Nehmen wir zum Beispiel die Regierungen der eben erst unabhängig gewordenen Länder. Die Männer, die dort an der Macht sind, verbringen zwei Drittel ihrer Zeit damit, die **Umgebung** zu überwachen, um der Gefahr **zuvorzukommen**, die sie **bedroht**: ein Drittel bleibt für ihre **Arbeit übrig**. Gleichzeitig suchen sie nach Unterstützung. Derselben Dialektik gehorchend, wendet sich die nationale Opposition verächtlich von den parlamentarischen Wegen ab. Sie sucht Verbündete, die bereit sind, sie in ihrem brutalen Aufstandsunternehmen zu unterstützen. Die Atmosphäre der Gewalt, die einst die koloniale Phase geprägt hatte, beherrscht auch das Leben der neuen Staaten. Die Dritte Welt steht nicht abseits: sie ist das Sturmzentrum. Deswegen behalten die Staatsmänner der unterentwickelten Länder in ihren Reden unentwegt die alten, aggressiven, grollenden Töne bei, die normalerweise hätten verschwinden müssen. Man begreift auch die oft vermerkte **Unhöflichkeit** der neuen Führer. Was man jedoch weniger sieht, ist die äußerste Höflichkeit derselben Führer in ihren Kontakten zu den Brüdern oder den Genossen. Die **Unhöflichkeit** ist zunächst ein Verhalten gegenüber den anderen,

gegenüber **den ehemaligen** Kolonialisten, die angereist kommen, um **Reportagen** zu machen. Der Ex-Kolonisierte hat allzu oft den Eindruck, daß das Fazit dieser Reportagen schon im voraus feststeht. Die Reisen des Journalisten sind nur eine Rechtfertigung. Die Photographien, die den Artikel illustrieren, erbringen den Beweis, daß man kennt, worüber man spricht, daß man **dagewesen ist**. Die Reportage soll bestätigen, was evident ist: alles **läuft schlecht** da unten, seit wir nicht mehr da sind. Die Journalisten beklagen sich oft, schlecht empfangen zu werden, unter schlechten Bedingungen arbeiten zu müssen, auf eine Wand von Gleichgültigkeit und Feindschaft zu stoßen. All das ist ganz normal. Die einheimischen Führer wissen, daß die internationale Meinung ausschließlich von der Westpresse gemacht wird. Wenn uns nun ein westlicher Journalist interviewt, so geschieht es selten, um uns einen Dienst zu erweisen. Im Algerienkrieg zum Beispiel haben selbst die liberalsten französischen Reporter es nicht unterlassen, zweideutige Begriffe zur Charakterisierung unseres Kampfes zu verwenden. Wenn man ihnen das vorwirft, antworten sie ganz gutgläubig, sie seien objektiv. Für den Kolonisierten ist Objektivität immer etwas, das sich gegen ihn richtet. Man begreift auch diesen neuen Ton, der im September 1960 in der Vollversammlung der Vereinten Nationen die internationale Diplomatie über den Haufen geworfen hat. Die Vertreter der Kolonialländer waren aggressiv, ungestüm, maßlos, aber die Kolonialvölker waren nicht der Meinung, daß sie übertrieben. Der Radikalismus der afrikanischen Wortführer hat das Geschwür zum Reifen gebracht und hat jedenfalls deutlich werden lassen, wie unannehmbar die Vetos und die Zwiegespräche der Großmächte sind. Sie haben klargemacht, daß die Dritte Welt sich mit der winzigen Rolle, die man ihr zubilligt, nicht abfinden wird.

Die Diplomatie, wie sie von den seit kurzem unabhängigen Völkern eingeführt wurde, bewegt sich nicht mehr in Nuancen, in geheimen Vorbehalten, hinter den Kulissen. Das liegt daran, daß diese Wortführer von ihren Völkern beauftragt sind, gleichzeitig die Einheit der Nation, den Fortschritt der Massen zum Wohlstand und das Recht der Völker auf Freiheit und Brot zu verteidigen.

Es ist eine Diplomatie in Bewegung, im Fieber, die einen

merkwürdigen Kontrast zu der unbeweglichen, versteinerten Welt der Kolonisation bildet. Und wenn Chruschtschow in der UNO mit seinem Schuh auf den Tisch haut, findet das kein Kolonisierter, kein Vertreter der unterentwickelten Länder lächerlich. Denn Chruschtschow zeigt den kolonisierten Ländern, die auf ihn sehen, daß er, der Mushik, der übrigens Raketen besitzt, diese erbärmlichen Kapitalisten so behandelt, wie sie es verdienen. Ebenso wenig macht Castro, wenn er in Militäruniform in der UNO sitzt, bei den unterentwickelten Ländern Skandal. Castro zeigt nichts anderes, als daß er sich der fortdauernden Herrschaft der Gewalt bewußt ist. Erstaunlich ist nur, daß er nicht mit seinem Maschinengewehr in die UNO kam; aber wahrscheinlich hätte man dagegen protestiert. Die Aufständischen, die Desperados, die mit Messern und Äxten bewaffneten Gruppen finden ihre nationale Identität im unerbittlichen Kampf, den der Kapitalismus und der Sozialismus gegeneinander führen: in diesem Kampf sind sie zu Hause.

Noch im Jahre 1945 konnten die 45 000 Toten von Sétif unbemerkt bleiben; 1947 gaben die 90 000 Toten in Madagaskar eine kleine Meldung in den Zeitungen ab; 1952 nahm die Welt ziemlich gleichgültig von den 200 000 Opfern der Unterdrückung in Kenia Notiz. Die internationalen Widersprüche waren noch nicht genügend zugespitzt. Schon der Korea- und der Indochinakrieg hatten eine neue Phase eingeleitet. Doch sind es vor allem Budapest und Suez, die die entscheidenden Momente dieser Konfrontation bilden.

Der bedingungslosen Unterstützung der sozialistischen Länder sicher, stürzen sich die Kolonisierten mit den Waffen, die sie haben, auf die Festung des Kolonialismus. Mag diese Festung auch für die Messer und die bloßen Fäuste uneinnehmbar sein – sie ist es nicht mehr, wenn man sich entschließt, den Kontext des Kalten Krieges zu berücksichtigen.

In dieser neuen Lage nehmen die Amerikaner ihre Führungsrolle im internationalen Kapitalismus sehr ernst. In einer ersten Phase raten sie den europäischen Ländern zur friedlichen Dekolonisation. In einer zweiten Phase zögern sie nicht, zunächst die Respektierung, dann die Durchsetzung des Grundsatzes »Afrika den Afrikanern« zu proklamieren. Heute scheuen sich die Amerikaner nicht einmal, offiziell zu erklären,

sie seien die Verteidiger des Rechts der Völker auf Selbstbestimmung. Die letzte Reise von Mennen-Williams war nur die Illustration ihrer Überzeugung, daß die Dritte Welt nicht preisgegeben werden dürfe. Man versteht jetzt, warum die Gewalt des Kolonisierten nur dann verzweifelt wirkt, wenn man sie *in abstracto* mit der Militärmaschinerie der Unterdrücker vergleicht. Sieht man sie jedoch innerhalb der internationalen Dynamik, so merkt man, daß sie eine furchtbare Bedrohung für den Unterdrücker darstellt. Die Hartnäckigkeit der Aufstände und der Mau-Mau-Bewegung bringt das Wirtschaftsleben der Kolonie aus dem Gleichgewicht, aber sie gefährdet das »Mutterland« nicht unmittelbar. Entscheidend ist in den Augen des Imperialismus, daß die Chancen der sozialistischen Propaganda, die Masse zu infiltrieren, sie anzustecken, dabei wachsen. Das ist schon in der kalten Periode des Konfliktes eine ernste Gefahr; aber was würde erst im Falle eines heißen Krieges aus dieser durch mörderische Guerillas verpesteten Kolonie werden?

Der Kapitalismus sieht also ein, daß seine militärische Strategie ausgespielt hat, wenn sich die nationalen Befreiungskriege ausbreiten. Deshalb müssen im Rahmen der friedlichen Koexistenz alle Kolonien verschwinden, und der Kapitalismus muß im äußersten Fall auch den Neutralismus respektieren. Zu verhindern gilt es vor allem die strategische Unsicherheit, die Aufgeschlossenheit der Massen gegenüber einer feindlichen Doktrin, den radikalen Haß von einigen zehn Millionen Menschen. Die kolonisierten Völker sind sich dieser Notwendigkeiten, die die internationale Politik beherrschen, vollkommen bewußt. Deshalb **entscheiden** und handeln selbst die, die gegen die Gewalt wettern, im Sinne dieser globalen Gewalt. Heute unterhält und provoziert die friedliche Koexistenz zwischen den beiden Blöcken die Gewalt in den Kolonialländern. Morgen, nach der vollständigen **Befreiung** der kolonialen Territorien, wird sich vielleicht die **Domäne** der Gewalt verlagern, wird sich vielleicht das Minderheitsproblem stellen. Schon zögern einige dieser Minderheiten nicht, gewaltsame Methoden zur Lösung ihrer Probleme zu predigen, und es ist kein Zufall, sagt man uns, wenn schwarze Extremisten in den Vereinigten Staaten Milizen bilden, sich folglich bewaffnen. Es ist ebensowenig Zufall, wenn es in der sogenannten Freien

Welt Komitees zum Schutz der jüdischen Minderheiten in der Sowjetunion gibt und wenn General de Gaulle in einer seiner Reden ein paar Tränen für die Millionen Muselmanen unter dem kommunistischen Joch vergießt. Der Kapitalismus und der Imperialismus sind überzeugt, daß die nationalen Befreiungsbewegungen und der Kampf gegen den Rassismus nichts weiter als ferngesteuerte, »von außen« geschürte Unruhen sind. Sie bedienen sich einer wirksamen Taktik: Sender Freies Europa, Komitees zum Schutz unterdrückter Minderheiten . . . Sie »machen in« Anti-Kolonialismus, so wie die französischen Obersten in Algerien versucht haben, mit dem Service de l'Armée Secrète und den psychologischen Abteilungen des subversiven Krieg gleichsam umzudrehen. Sie »benutzen das Volk gegen das Volk«. Man weiß, wohin das führt.

Diese Atmosphäre von Gewalt und Drohung, dieses Drohen mit Raketen erschreckt und verwirrt die Kolonisierten nicht. Wir haben gesehen, daß ihre ganze neuere Geschichte sie dazu prädestiniert, diese Situation zu »verstehen«. Zwischen der kolonialen Gewalt und der friedlichen Gewalt, in der die gegenwärtige Welt schwimmt, gibt es eine Komplizenschaft, eine Homogenität. Die Kolonisierten haben sich dieser Atmosphäre angepaßt. Sie sind zum ersten Male auf der Höhe ihrer Zeit. Man wundert sich manchmal, daß die Kolonisierten, anstatt ihrer Frau ein Kleid zu schenken, lieber einen Transistor kaufen. Das ist gar nicht verwunderlich. Die Kolonisierten sind überzeugt, daß es jetzt um ihre Schicksal geht. Sie leben in einer Weltuntergangs Atmosphäre und glauben, daß ihnen nichts entgehen darf. Deshalb verstehen sie Phouma und Phoumi, Lumumba und Tschombé, Ahidjo und Moumié, Kenyatta und diejenigen, die man periodisch an die Spitze stellt, sehr gut, denn sie entlarven die Kräfte, die hinter ihnen stehen. Der Kolonisierte, der unterentwickelte Mensch ist heute ein »Zoon politikon« im umfassendsten Sinn des Wortes.

Gewiß hat die Unabhängigkeit den kolonisierten Menschen die moralische Rehabilitierung gebracht und ihre Würde bekräftigt. Aber sie haben noch nicht Zeit genug gehabt, um eine neue Gesellschaft zu entwerfen, neue Werte zu setzen und zu behaupten. Ein eigener sozialer Raum, in dem der Staatsbürger und der Mensch sich immer weiter entfalten und neues

Terrain für sich gewinnen könnte, existiert noch nicht. In eine Art Unbestimmtheit geworfen, sind diese Menschen sehr leicht davon zu überzeugen, daß sich alles woanders und für alle Welt zugleich entscheiden wird. Die politischen Führer aber, die sich vor dieser Lage sehen, zögern und wählen den Neutralismus.

Es gäbe viel zu sagen über den Neutralismus. Für gewisse Leute ist er weiter nichts als ein schäbiger Kuhhandel, der darin besteht, von rechts und von links zu nehmen. Der Neutralismus, diese Schöpfung des Kalten Krieges, erlaubt den unterentwickelten Ländern zwar, Wirtschaftshilfe von beiden Seiten zu empfangen, aber dafür erlaubt er keiner der beiden Seiten, den unterentwickelten Gebieten so zu helfen, wie es nötig wäre. Jene buchstäblich astronomischen Summen, die in die militärischen Forschungen investiert werden, jene Ingenieure, die sich in Techniker des Atomkrieges verwandelt haben, könnten in 15 Jahren das Lebensniveau der unterentwickelten Länder um 60 Prozent erhöhen. Man sieht, daß das wohlverstandene Interesse der unterentwickelten Länder weder in der Verschärfung noch in der Verlängerung des Kalten Krieges liegt. Sie werden jedoch nicht um ihre Meinung gefragt. Wenn sie die Möglichkeit dazu haben, entscheiden sie sich für das Disengagement. Aber können sie es denn? Frankreich zum Beispiel macht in Afrika seine Atomversuche. Sieht man von Resolutionen, Versammlungen und diplomatischen Krächen ab, so kann man nicht behaupten, daß die afrikanischen Völker in dieser Frage gegen die Haltung Frankreichs viel ausgerichtet hätten.

Der Neutralismus bringt beim Bürger der Dritten Welt eine merkwürdige Geisteshaltung hervor. Er ist in seinem Verhalten unerschrocken und zeigt einen hieratischen Stolz, der etwas Herausforderndes hat. Seine bewußte Ablehnung des Kompromisses, sein fester Wille, sich nicht zu binden, erinnert an das Verhalten eines stolzen und unbemittelten Jünglings, der immer bereit ist, sich für ein Wort zu opfern. All das bringt die westlichen Beobachter aus der Fassung. Was sie empört, ist das Mißverhältnis zwischen dem, was diese Menschen zu sein beanspruchen, und dem, was ihnen tatsächlich zur Verfügung steht. Diese Länder ohne Straßenbahnen, ohne Truppen, ohne

Geld rechtfertigen keineswegs den Hochmut, den sie zur Schau stellen. Hat man es am Ende mit lauter Hochstaplern zu tun? Die Dritte Welt macht oft den Eindruck, als gefalle sie sich in theatralischen Auftritten, als brauche sie ihre wöchentliche Dosis an Krisen. Die politischen Führer dieser leeren Länder, die das große Wort führen, erregen Unwillen. Man möchte sie zum Schweigen bringen. Dennoch hofiert man sie. Man schenkt ihnen Blumen. Man lädt sie ein. Ja, man reißt sich um sie. Das ist Neutralismus. Obwohl sie zu 98 Prozent Analphabeten sind, gibt es eine riesige Literatur über sie. Sie reisen maßlos viel. Die Anführer der unterentwickelten Länder und ihre Studenten sind Stammkunden der Fluggesellschaften. Die afrikanischen und asiatischen Verantwortlichen haben die Möglichkeit, in ein und demselben Monat an einem Kursus über die sozialistische Planung in Moskau und an einem Kursus über die Vorzüge der liberalen Wirtschaft in London oder an der Columbia University teilzunehmen. Auch die afrikanischen Gewerkschaftler schreiten rasch voran. Kaum hat man ihnen Posten in den Führungsorganisationen anvertraut, so beschließen sie schon, sich als autonome Zentralen zu konstituieren. Sie haben nicht ihre fünfzig Jahre Gewerkschaftspraxis im Rahmen eines industrialisierten Landes hinter sich, aber sie wissen bereits, daß eine apolitische Gewerkschaft ein Nonsens ist. Sie haben sich nicht an der bürgerlichen Maschinerie gerieben, sie haben ihr Bewußtsein nicht im Klassenkampf geschärft, aber vielleicht ist das nicht notwendig. Vielleicht. Wir werden sehen, daß dieser Wille, der keine Grenzen kennt und der sich oft zu weltweiten Machtträumen übersteigert, zu den grundlegenden Merkmalen der unterentwickelten Länder zählt.

Der einzigartige Kampf des Kolonisierten mit dem Kolonialherrn ist, wie gesagt, ein offener, bewaffneter Kampf. Die historischen Beispiele sind: Indochina, Indonesien und natürlich Nordafrika. Man darf jedoch nicht außer acht lassen, daß er überall, in Guinea so gut wie in Somalia, hätte ausbrechen können und auch heute noch überall ausbrechen kann, wo der Kolonialismus sich behaupten will, in Angola zum Beispiel. Dieser bewaffnete Kampf beweist, daß das Volk entschlossen ist, sich nur noch auf gewaltsame Mittel zu verlassen. Dieses

Volk, dem man immer gesagt hat, daß es nur die Sprache der Gewalt verstehe, beschließt, sich durch die Gewalt auszudrücken. Im Grunde hat der Kolonialherr ihm seit jeher den Weg gezeigt, den es wählen muß, wenn es sich befreien will. Das Argument, das der Kolonisierte wählt, hat ihm der Kolonialherr geliefert, und durch eine ironische Umkehrung ist es jetzt der Kolonisierte, der behauptet, daß der Kolonialist nur die Gewalt verstehe. Das Kolonialregime gewinnt seine Legitimität aus der Gewalt und versucht keinen Augenblick lang, über diese Natur der Dinge hinwegzutäuschen. Alle Denkmäler, von Faidherbe oder Lyautey, von Bugeaud oder dem Sergeanten Blandan, alle diese auf dem kolonialen Boden aufgebauten Conquistadoren bedeuten immer nur ein und dieselbe Sache: »Wir stehen hier durch die Gewalt der Bajonette . . .« Die Fortsetzung ist leicht zu finden. Während der Aufstandsphase argumentiert jeder Kolonialherr von der ihm eigenen präzisen Arithmetik her. Diese Logik überrascht die anderen Kolonialherren nicht, aber wichtiger ist, daß sie ebensowenig die Kolonisierten überrascht. Das Beharren auf dem Grundsatz »Ihr oder wir« bildet zunächst kein Paradox, weil ja der Kolonialismus, wie wir gesehen haben, die Organisation einer manichäischen, in Abteile getrennten Welt ist. Und wenn der Kolonialherr, eindeutige Mittel anpreisend, jeden Vertreter der unterdrückenden Minderheit auffordert, 30 oder 100 oder 200 Eingeborene umzulegen, stellt er fest, daß niemand entrüstet ist und daß das Problem höchstens darin besteht, ob man das auf einen Schlag oder in Etappen erledigen soll.⁶

Eine Argumentation, die das zahlenmäßige Verschwinden des kolonisierten Volkes vorsieht, stürzt den Kolonisierten nicht in moralische Entrüstung. Er hat schon immer gewußt, daß sich seine Begegnungen mit dem Kolonialherrn in einer geschlossenen Arena abspielen würden. Deshalb verschwendet er seine Zeit nicht mit Lamentieren und bemüht sich fast niemals darum, im kolonialen Rahmen recht zu bekommen. Die Argumentation des Kolonialherrn kann den Kolonisierten nicht erschüttern, denn diesem stellt sich das Problem seiner Befreiung praktisch in identischen Begriffen: »Bilden wir Gruppen von 200 oder 500, und jede Gruppe nimmt sich einen Kolonialherrn vor.« In dieser wechselseitigen Geistesverfassung beginnt jeder der beiden Protagonisten den Kampf.

Für den Kolonisierten bedeutet diese Gewalt die absolute Praxis. Deshalb versteht sich der Kämpfer als Arbeiter. Die Fragen, die dem Kämpfer von der Organisation gestellt werden, sind von dieser Sicht der Dinge geprägt: »Wo hast du gearbeitet? Mit wem? Was hast du gemacht?« Die Gruppe verlangt, daß jeder eine unwiderrufliche Handlung vollbringe. In Algerien zum Beispiel, wo fast alle Menschen, die das Volk zum nationalen Kampf aufgerufen haben, zum Tode verurteilt waren oder von der französischen Polizei gesucht wurden, entsprach das Vertrauen dem Grad der Hoffnungslosigkeit jedes Falles. Ein neuer Kämpfer war zuverlässig, wenn er nicht mehr ins Kolonialsystem zurückkehren konnte. Diesen Mechanismus gab es offenbar auch in Kenia bei den Mau-Mau; sie verlangten, daß alle Mitglieder der Gruppe ein Opfer erschlugen. Jeder war also für den Tod dieses Opfers persönlich verantwortlich. Arbeiten heißt, am Tod des Kolonialherrn arbeiten. Die Gewalt, die sie ausgeübt haben, erlaubt sowohl den Verirrten als auch den Geächteten der Gruppe, zurückzukehren, ihren Platz wiederzufinden, sich zu reintegrieren. Die Gewalt, heißt das, wird als die ideale Vermittlung verstanden. Der kolonisierte Mensch befreit sich in der Gewalt und durch sie. Diese Praxis klärt den Handelnden auf, weil sie ihm Mittel und Zweck zeigt. Die Dichtung von Césaire nimmt in dieser Perspektive der Gewalt eine prophetische Bedeutung an. Man tut gut, sich an eine entscheidende Stelle seiner Tragödie zu erinnern, wo sich der Rebell vorstellt:

DER REBELL (*hart*) Mein Name: Beleidigt; mein Vorname: Gedeemütigt; mein Beruf: Aufständischer; mein Alter: das Alter des Steins.

DIE MUTTER Meine Rasse: die menschliche Rasse; meine Religion: die Brüderlichkeit . . .

DER REBELL Meine Rasse: die gefallene Rasse. Meine Religion . . . aber nicht ihr werdet sie vorbereiten mit eurer Entwaffnung . . . sondern ich mit meiner Revolte und meinen armen geballten Fäusten und meinem struppigen Kopf. (*Sehr ruhig*) Ich erinnere mich eines Novembertages; er war noch nicht sechs Monate alt, und der Herr ist in die rußige Hütte getreten wie ein roter Mond. Er betastete seine kleinen muskulösen Glieder. Es war ein sehr guter Herr, zärtlich

streichelte er mit seinen dicken Fingern über das kleine Gesicht voller Grübchen. Seine blauen Augen lachten, und sein Mund neckte ihn mit Kosenamen: Das wird ein gutes Stück sein, sagte er und sah mich an, und er sagte andere lebenswürdige Dinge, der Herr, daß man rechtzeitig anfangen müsse, daß zwanzig Jahre nicht zuviel seien, um einen guten Christen und einen guten Sklaven, untertänig und wohlgergeben, einen guten Aufseher mit schnellem Auge und festen Griff aus ihm zu machen. Und dieser Mann sah in die Wiege meines Sohnes wie in die Wiege eines Aufsehers . . .

Wir sind gekrochen, die Messer in der Faust . . .

DIE MUTTER Ach, du wirst sterben.

DER REBELL Getötet . . . ich habe ihn getötet mit meinen eigenen Händen . . . Ja: das war ein fruchtbarer und üppiger Tod. Es war Nacht. Wir krochen zwischen dem Zuckerrohr. Die Messer glitzerten in den Sternen, aber die Sterne waren uns egal.

Das Zuckerrohr zerschnitt uns das Gesicht mit Büscheln grüner Klingen.

DIE MUTTER Ich hatte einen Sohn erträumt, der seiner Mutter die Augen schließt.

DER REBELL Ich habe mich entschlossen, meinem Sohn die Augen auf eine andere Sonne zu öffnen.

DIE MUTTER . . . O mein Sohn . . . Sohn eines bösen und verderblichen Todes.

DER REBELL Nein, Mutter, eines lebenskräftigen und prächtigen Todes.

DIE MUTTER Weil du zuviel gehaßt hast.

DER REBELL Weil ich zuviel geliebt habe.

DIE MUTTER Schone mich, ich erstickte in deinen Banden.

Ich blute aus deinen Wunden.

DER REBELL Und die Welt schont mich nicht . . . Es gibt in der Welt keinen armen Gelynchten, keinen armen Gefolterten, in dem ich nicht ermordet und gedemütigt werde.

DIE MUTTER Gott im Himmel, befreie ihn.

DER REBELL Mein Herz, du befreist mich nicht von meinen Erinnerungen . . .

Es war an einem Novemberabend . . .

Und plötzlich durchfuhr Lärm die Stille.

Wir waren aufgesprungen, wir, die Sklaven; wir, der Mist;

wir, die Tiere mit den geduldigen Hufen.

Wir rannten wie Wahnsinnige; Schüsse ertönten . . . Wir schlugen zu. Der Schweiß und das Blut erfrischten uns. Wir schlugen zu zwischen den Schreien, und die Schreie wurden schriller, und großer Lärm erhob sich gegen Osten, das waren die Wirtschaftsgebäude, die brannten, und die Flamme berührte zart unsere Backen. Dann kam der Sturm auf das Herrenhaus.

Man schoß aus den Fenstern.

Wir traten die Türen ein.

Das Zimmer des Herrn war weit offen. Das Zimmer des Herrn war hell erleuchtet, und der Herr saß da, ganz ruhig . . . und die unsrigen blieben stehen . . . es war der Herr . . . Ich trat ein. Du bist es, sagte er ganz ruhig zu mir . . . Ich war es, gerade ich, sagte ich ihm, der gute Sklave, der treue Sklave, der sklavische Sklave, und plötzlich waren seine Augen zwei verängstigte Schaben zur Regenzeit . . . Ich schlug zu, das Blut spritzte: das ist die einzige Taufe, an die ich mich heute erinnern kann.⁷

Man begreift, daß in dieser Atmosphäre alles Alltägliche verschwindet. Man kann nicht mehr Fellache, Zuhälter oder Alkoholiker sein wie früher. Die Gewalt des Kolonialregimes und die Gegengewalt des Kolonisierten halten sich die Waage und entsprechen einander in einer außerordentlichen Homogenität. Diese Herrschaft der Gewalt wird um so furchtbarer sein, je dichter die Besiedlung durch das »Mutterland« ist. Die Entfaltung der Gewalt innerhalb des kolonisierten Volkes wird der Gewalt, die das bekämpfte Kolonialregime ausübt, proportional sein. Die Regierungen des »Mutterlandes« sind in der ersten Phase der Aufstandsperiode Sklaven der Kolonialherren. Diese Kolonialherren drohen gleichzeitig den Kolonisierten und ihrer eigenen Regierung. Sie werden gegen die einen wie gegen die anderen die gleichen Methoden anwenden. Die Ermordung des Bürgermeisters von Evian gleicht in ihrem Mechanismus und ihren Motivierungen der Ermordung von Ali Boumendjel. Für die Kolonialherren gibt es nicht die Alternative algerisches Algerien oder französisches Algerien, sondern: unabhängiges Algerien oder koloniales Algerien. Alles andere ist Literatur oder Verrat. Die Logik des Kolonial-

herrn ist unerbittlich, und man ist nur dann über die im Verhalten des Kolonisierten erkennbare Gegenlogik entsetzt, wenn man nicht vorher die Denkmechanismen des Kolonialherrn durchschaut hat. Sobald der Kolonisierte die Gegengewalt wählt, ziehen die Repressalien der Polizei automatisch die Repressalien der nationalen Kräfte nach sich. Doch gibt es keine Äquivalenz der Resultate, denn Maschinengewehrfeuer aus dem Flugzeug oder Beschuß durch die Flotte übersteigen an Grauen und Ausmaß die Antworten des Kolonisierten. Dieses Hin und Her des Terrors klärt endgültig auch die Entfremdetsten der Kolonisierten über ihre Lage auf. Sie stellen auf dem Kampfplatz fest, daß alle angehäuften Reden über die Gleichheit der Menschen nicht die Binsenwahrheit verschleiern können, daß die im Sakamody-Paß getöteten oder verletzten sieben Franzosen die Entrüstung der zivilisierten Welt heraufbeschwören, während die Plünderung der Guerrou-Dörfer, der Dechra Djerah, das Blutbad unter der Bevölkerung, wodurch jener Überfall aus dem Hinterhalt erst veranlaßt worden war, nicht zählen. Terror, Gegen-Terror, Gewalt, Gegen-Gewalt . . . Das ist es, was die Beobachter voll Bitterkeit feststellen, wenn sie den Zirkel des Hasses beschreiben, der in Algerien so offenkundig und so hartnäckig ist.

In den bewaffneten Kämpfen gibt es einen Punkt, von dem aus kein Zurück mehr möglich ist. Er wird fast immer durch die riesige, alle Bereiche des kolonisierten Volkes einbeziehende Unterdrückung bestimmt. Algerien erreichte diesen Punkt 1955 mit den 12 000 Opfern von Philippeville und 1956 mit der Aufstellung städtischer und ländlicher Milizen durch Lacoste.⁸

Damals wurde für jedermann und selbst für die Kolonialherren deutlich, »daß man nicht wieder von vorn anfangen konnte« wie früher. Trotzdem führt das kolonisierte Volk nicht Buch. Es vermerkt die riesigen Lücken in seinen Reihen als ein notwendiges Übel. Da es nun einmal beschlossen hat, durch die Gewalt zu antworten, ist es auf alles gefaßt. Es verlangt nur, daß man auch von ihm nicht erwartet, für die anderen Buch zu führen. Auf die Formel »Alle Eingeborenen sind gleich« antwortet der Kolonisierte:

»Alle Kolonialherren sind gleich.«⁹ Wenn man den Kolonisierten foltert, wenn man seine Frau tötet oder vergewaltigt, so wird er sich bei niemandem beklagen. Die unterdrückende Regierung mag Untersuchungskommissionen ernennen, soviel sie will: in den Augen des Kolonisierten existieren diese Kommissionen nicht. Und tatsächlich ist nach beinahe sieben Jahren Verbrechen in Algerien noch kein einziger Franzose wegen eines Mordes an einem Algerier vor ein französisches Gericht zitiert worden.

In Indochina, in Madagaskar, in den Kolonien hat der Eingeborene immer gewußt, daß er von der anderen Seite nichts zu erwarten hat. Die Arbeit des Kolonialherrn ist es, selbst die Freiheitsträume des Kolonisierten unmöglich zu machen. Die Arbeit des Kolonisierten ist es, sich alle nur möglichen Kombinationen zur Vernichtung des Kolonialherrn auszudenken. Der Manichäismus der Kolonialherrn erzeugt einen Manichäismus des Kolonisierten. Der Theorie vom »Eingeborenen als absolutem Übel« antwortet die Theorie vom »Kolonialherrn als absolutem Übel.«

Das Auftreten des Kolonialherrn hatte synkretistische Bedeutung: Tod der autochthonen Gesellschaft, kulturelle Letzthargie, Versteinerung der Individuen. Das Leben kann für den Kolonisierten nur aus der verwesenden Leiche des Kolonialherrn entstehen. Dergestalt entsprechen sich also, Begriff für Begriff, die beiden Argumentationsweisen.

Aber das kolonisierte Volk erlebt es, daß diese Gewalt, weil sie seine einzige Arbeit darstellt, positive und aufbauende Züge annimmt. Die gewalttätige Praxis wirkt integrierend, weil sich jeder zum gewalttätigen Glied der großen Kette, der großen gewalttätigen Organisationen macht, die als Reaktion auf die primäre Gewalt des Kolonialisten aufgestanden ist. Die Gruppen erkennen sich gegenseitig, und die zukünftige Nation ist von Anfang an ein ungeteiltes Ganzes. Der bewaffnete Kampf mobilisiert das Volk, er wirft es in eine einzige Richtung ohne Gegenströmung.

Wenn sich die Mobilisierung der Massen anlässlich des Befreiungskrieges vollzieht, führt sie in jedes Bewußtsein den Begriff der gemeinsamen Sache, des nationalen Schicksals, der kollektiven Geschichte ein. Dadurch wird die zweite Phase, die

der Bildung einer Nation, erleichtert: es existiert ein in Blut und Zorn geschaffenes Bindemittel. Man begreift nunmehr, daß diese Schlagworte, wenn sie in den unterentwickelten Ländern verwendet werden, einen neuartigen Sinn annehmen. Während der Kolonialperiode wurde das Volk aufgefordert, gegen die Unterdrückung zu kämpfen. Nach der nationalen Befreiung wird es aufgefordert, gegen das Elend, das Analphabetentum, die Unterentwicklung zu kämpfen. Der Kampf geht weiter, versichert man. Das Volk stellt fest, daß das Leben ein unaufhörlicher Kampf ist.

Die Gewalt des Kolonisierten, haben wir gesagt, vereinigt das Volk. Der Kolonialismus ist, seiner Struktur nach, separatistisch und regionalistisch. Er begnügt sich nicht damit, die Existenz von Stämmen festzustellen, er verstärkt ihre Zwietracht, er entzweit sie. Das Kolonialsystem nährt das Häuptlingswesen und läßt die alten marabutischen Bruderschaften wieder aufleben. Die Gewalt dagegen wirkt totalisierend und national. Deshalb schließt sie die Auflösung des Regionalismus und der Stammesverbände ein. Deshalb verfahren die nationalistischen Parteien besonders schonungslos mit den Kaiden und den herkömmlichen Häuptlingen. Die Beseitigung der Kaiden und Häuptlinge ist eine Vorbedingung für die Vereinigung des Volkes.

Auf der individuellen Ebene wirkt die Gewalt entgiftend. Sie befreit den Kolonisierten von seinem Minderwertigkeitskomplex, von seinen kontemplativen und verzweifelten Haltungen. Sie macht ihn furchtlos, rehabilitiert ihn in seinen eigenen Augen. Selbst wenn der bewaffnete Kampf symbolisch gewesen ist, selbst wenn das Volk durch eine schnelle Dekolonisation demobilisiert wird, hat es Zeit, sich davon zu überzeugen, daß die Befreiung die Sache aller und jedes einzelnen war und daß ihr Anführer kein besonderes Verdienst hat. Die Gewalt hebt das Volk auf die Höhe seiner Anführer. Daher jenes aggressive Mißtrauen gegenüber dem protokollarischen Apparat, den die jungen Regierungen aufzubauen sich beeilen. Wenn die Massen durch Gewalt an der nationalen Befreiung teilgenommen haben, erlauben sie niemandem, sich als »Befreier« auszugeben. Sie wachen eifersüchtig über dem Resultat ihrer Aktion und hüten sich, ihre Zukunft, ihr Schicksal, das Los des Vaterlandes einem lebendigen Gott auszuliefern. Ge-

stern noch ohne jede Verantwortung, wollen sie heute alles verstehen und über alles entscheiden. Von der Gewalt erleuchtet, rebelliert das Bewußtsein des Volkes gegen jede Pazifizierung. Die Demagogen, die Opportunisten, die Magier haben dann einen schweren Stand. Auf lange Sicht sind alle Verschleierungsversuche hinfällig geworden. Die Praxis, die die Massen in ein verzweifertes Handgemenge geworfen hat, verleiht ihnen einen gierigen Hunger nach dem Konkreten.

Von der Gewalt im internationalen Kontext

Wir haben auf den vorhergehenden Seiten oft genug darauf hingewiesen, daß in den unterentwickelten Gebieten der politisch Verantwortliche immer dabei ist, sein Volk zum Kampf aufzurufen, zum Kampf gegen den Kolonialismus, zum Kampf gegen das Elend und die Unterentwicklung, zum Kampf gegen die sterilisierenden Traditionen. Das Vokabular, das er in seinen Aufrufen benutzt, ist ein Generalstabsvokabular: »Mobilisierung der Massen«, »Landwirtschaftsfront«, »Front des Analphabetismus«, »erlittene Niederlagen«, »erungene Siege«. Die junge, unabhängige Nation entwickelt sich während der ersten Jahre in einer Schlachtfeldatmosphäre. Das liegt daran, daß der politische Führer eines unterentwickelten Landes mit Schrecken den immensen Weg ermißt, der vor diesem Lande liegt. Deshalb appelliert er ans Volk und sagt ihm: »Krempeln wir die Ärmel auf und machen wir uns an die Arbeit!« Von einer Art Schaffenswut ergriffen, stürzt sich das Land hartnäckig in eine gigantische und übermäßige Anstrengung. Das Programm besteht nicht nur darin, aus dem Schlimmsten herauszukommen, sondern es geht darum, die anderen Nationen mit den vorhandenen Mitteln einzuholen. Die europäischen Völker haben, wie es heißt, diese Entwicklungsstufe dank ihrer eigenen Anstrengungen erreicht. Beweisen wir also der Welt und uns selbst, daß wir zu den gleichen Leistungen imstande sind. Uns jedoch scheint diese Art, das Problem der unterentwickelten Länder zu stellen, weder gerecht noch vernünftig.

Die europäischen Staaten haben ihre nationale Einheit in einem Moment geschaffen, da die nationalen Bourgeoisien die

meisten Reichtümer in ihren Händen konzentriert hatten, Kaufleute und Handwerker, Gelehrte und Bankiers monopolisierten im nationalen Rahmen die Finanzen, den Handel und die Wissenschaften. Die Bourgeoisie stellte die dynamischste, die wohlhabendste Klasse dar. Ihr Aufstieg zur Macht machte ihr die entscheidenden Operationen möglich: die Industrialisierung, die Entwicklung der Verkehrsmittel und kurz darauf auch die Suche nach »überseeischen« Absatzmärkten.

Abgesehen von einigen Nuancen (England hatte zum Beispiel einen gewissen Vorsprung) befanden sich in Europa die verschiedenen Staaten, als sie ihre nationale Einheit fanden, in einer ziemlich ähnlichen ökonomischen Situation. Alle diese Nationen haben sich entwickelt und ihre Macht entfaltet, ohne daß eine die andere geradezu herausfordert und beleidigt hätte.

Heute bietet die nationale Unabhängigkeit, die Bildung neuer Nationen in den unterentwickelten Gebieten total neue Aspekte. Den einzelnen Ländern fehlt dort überall, abgesehen von einigen Schau- und Prunkstücken, die nötige Infrastruktur: sie haben zu wenig Schulen, Straßen, Bahnen und Krankenhäuser. Die Massen kämpfen gegen das gleiche Elend, mühen sich mit den gleichen Bewegungen ab und lehren mit ihren geschrumpften Mägen, was man die Geographie des Hungers genannt hat. Eine unterentwickelte Welt, eine elende und unmenschliche Welt. Aber auch eine Welt ohne Ärzte, ohne Ingenieure, ohne Administration. Angesichts dieser Welt wälzen sich die europäischen Nationen ostentativ im Überfluß. Dieser europäische Überfluß ist buchstäblich skandalös, denn er ist auf dem Rücken der Sklaven errichtet worden, er hat sich vom Blut der Sklaven ernährt, er stammt in direkter Linie vom Boden und aus der Erde dieser unterentwickelten Welt. Der Wohlstand und der Fortschritt Europas sind mit dem Schweiß und den Leichen der Neger, der Araber, der Inder und der Gelben errichtet worden. Wir haben beschlossen, das nicht mehr zu vergessen. Wenn ein kolonialistisches Land, das von den Forderungen einer Kolonie nach Unabhängigkeit belästigt wird, sich an die Adresse der nationalistischen Führer mit der Erklärung wendet: »Wenn ihr die Unabhängigkeit wollt, so nehmt sie euch und kehrt ins Mittelalter zurück«, so neigt das unabhängig

offenbart unbekannte Perspektiven, läßt neue Bedeutungen auftauchen und legt seinen Finger auf die von dieser Realität kaschierten Widersprüche. Das kämpfende Volk, das Volk, das dank seinem Kampf diese neue Realität aufbaut und kennenlernt, schreitet vorwärts, befreit vom Kolonialismus und im voraus gegen alle Mystifizierungsversuche, gegen alle Hymnen auf die Nation gewappnet. Nur die vom Volk ausgeübte Gewalt, die von der Führung organisierte und aufgeklärte Gewalt ermöglicht es den Massen, die gesellschaftliche Realität zu entziffern, und gibt ihnen den Schlüssel dazu. Ohne diesen Kampf, ohne diese Erkenntnis in der Praxis ist alles nur Karneval und Tralala: ein Minimum an Neuordnung, ein paar Reformen an der Spitze, eine Nationalflagge und ganz unten die unteilbare, immer noch »mittelalterliche« Masse, die in ihrer dumpfen Bewegung verharret.

Anmerkungen

1 blague = Schwindel (d. Übers.).

2 Arabisches Wort für die Nicht-Eingeborenen (d. Übers.).

3. Mißgeschicke des nationalen Bewußtseins

Daß der anticolonialistische Kampf sich nicht auf Antrieb unter einer nationalen Perspektive abspielt, genau das lehrt uns die Geschichte. Lange Zeit richtet der Kolonisierte seine Anstrengungen auf die Beseitigung gewisser Ungerechtigkeiten: Zwangsarbeit, körperliche Strafen, Ungleichheit der Löhne, Beschränkung der politischen Rechte usw. . . . Dieser Kampf für die Demokratie und gegen die Unterdrückung des Menschen wird Schritt für Schritt die universalistische neoliberale Konfusion aufgeben, um, manchmal auf mühsamen Wegen, bei dem Anspruch auf Eigennationalität anzulangen. Die mangelnde Vorbereitung der Eliten, das Fehlen einer organischen Verbindung mit den Massen, ihre Trägheit und, sagen wir es offen, die Feigheit im entscheidenden Moment des Kampfes sind der Ursprung tragischer Mißgeschicke.

Das nationale Bewußtsein wird, statt der koordinierten Kristallisation der innersten Bestrebungen des gesamten Volkes, statt des unmittelbaren und handgreiflichsten Produkts der Volksmobilisierung, in jedem Fall nur eine zerbrechliche, grobe Form ohne Inhalt sein. Die Brüche, die man in ihm entdeckt, erklären zur Genüge die Leichtigkeit, mit der man in den jungen unabhängigen Ländern von der Nation wieder zur ethnischen Gemeinschaft, vom Staat wieder zum Stamm übergeht. Diese Risse geben über die Rückfälle Aufschluß, die dem nationalen Aufschwung, der nationalen Einheit so schädlich, so abträglich sind. Wir werden sehen, daß diese Schwächen und die schwerwiegenden Gefahren, die sie einschließen, das historische Ergebnis der Unfähigkeit der nationalen Bourgeoisie in den unterentwickelten Ländern sind, die Volkspraxis zu rationalisieren, das heißt die Vernunft aus ihr abzuleiten.

Die klassische, gleichsam angeborene Schwäche des nationalen Bewußtseins der unterentwickelten Länder ist nicht nur die Folge der Verstümmelung des kolonisierten Menschen durch das Kolonialregime. Sie ist auch das Ergebnis der Trägheit der nationalen Bourgeoisie, ihrer Mittellosigkeit, der zutiefst kosmopolitischen Bildung ihres Geistes.

Die nationale Bourgeoisie, die am Ende des Kolonialregimes die Macht übernimmt, ist eine unterentwickelte Bourgeoisie. Ihre ökonomische Macht ist fast Null und jedenfalls nicht an der Macht der Bourgeoisie des Mutterlandes zu messen, die sie abzulösen gedenkt. In ihrem voluntaristischen Narzißmus hat sich die nationale Bourgeoisie leicht davon überzeugt, daß sie die Bourgeoisie des Mutterlandes vorteilhaft ersetzen könne. Aber die Unabhängigkeit, von der sie schlankweg in die Enge getrieben wird, löst katastrophale Reaktionen aus und zwingt sie zu angstvollen Appellen an die Adresse des ehemaligen Mutterlandes. Die Universitäts- und GeschäftsELITEN, die die aufgeklärteste Fraktion des neuen Staates bilden, sind nämlich gekennzeichnet durch ihre geringe Zahl, ihre Konzentration in der Hauptstadt und die Art ihrer Tätigkeit: Handel, landwirtschaftliche Unternehmen und freie Berufe. Es ist eine Bourgeoisie ohne Industrielle und Finanzleute. Die nationale Bourgeoisie der unterentwickelten Länder ist nicht auf Produktion, Erfindung, Aufbau und Arbeit ausgerichtet, sie ist ausschließlich an Vermittlungstätigkeiten interessiert. Ins Geschäft einzusteigen, auf dem laufenden zu bleiben, erscheint ihr als ihre eigentliche Berufung. Die nationale Bourgeoisie hat die Psychologie von kleinen Geschäftemachern, nicht von Industriekapitänen. Und es trifft wohl zu, daß die Habgier der Kolonialherren und das durch den Kolonialismus errichtete Embargo-System ihr kaum eine andere Wahl gelassen haben.

Innerhalb des Kolonialsystems ist eine Bourgeoisie, die Kapital ansammelt, eine Unmöglichkeit. Eben deshalb scheint es die historische Berufung einer authentischen nationalen Bourgeoisie in einem unterentwickelten Land zu sein, sich als Bourgeoisie, als Instrument des Kapitals aufzuheben und sich vollständig zum Sklaven des revolutionären Kapitals zu machen, das das Volk darstellt.

In einem unterentwickelten Land muß die authentische nationale Bourgeoisie es sich zur gebieterischen Pflicht machen, die Aufgabe, zu der sie bestimmt war, zu verraten, sich in die Schule des Volkes zu begeben, das heißt dem Volk das intellektuelle und technische Kapital zur Verfügung zu stellen, das sie auf den kolonialen Universitäten zusammengerafft hat. Wir werden leider sehen, daß sich die nationale Bourgeoisie von diesem heroischen und positiven, fruchtbaren und gerechten

Weg recht oft abwendet, um sich in allem Seelenfrieden auf den entsetzlichen, weil antinationalen Weg einer klassischen Bourgeoisie, einer bourgeoisen Bourgeoisie zu stürzen: platt, vernagelt, zynisch.

Das Ziel der nationalistischen Parteien ist, wie wir gesehen haben, von einem bestimmten Zeitpunkt an strikt national: Sie mobilisieren das Volk für die Losung der Unabhängigkeit, und für den Rest verlassen sie sich auf die Zukunft. Wenn man diese Parteien über das wirtschaftliche Programm des Staates, den sie fordern, über das Regime, das sie errichten wollen, befragt, so zeigen sie sich unfähig, zu antworten, eben weil sie von der Wirtschaft ihres eigenen Landes gar keine Ahnung haben.

Diese Wirtschaft hat sich immer abseits von ihnen entwickelt. Von den gegenwärtigen und potentiellen Reichtümern ihres Landes und seinen Bodenschätzen haben sie nur Bücherkenntnisse. Sie können also nur auf abstrakter, allgemeiner Ebene davon sprechen. Diese unterentwickelte, zahlenmäßig schwache, kapitallose Bourgeoisie, die den revolutionären Weg ablehnt, wird nach der Unabhängigkeit jämmerlich stagnieren. Sie kann ihrem Genius keinen freien Lauf lassen, von dem sie, etwas vorschnell, zu sagen pflegte, er sei durch die Kolonialherrschaft behindert gewesen. Die Dürftigkeit ihrer Mittel und der Mangel an Kadern nageln sie jahrelang an eine Wirtschaft mehr handwerklichen Typs fest. Aus ihrer notwendig beschränkten Perspektive ist eine nationale Wirtschaft eine auf den sogenannten Lokalprodukten basierende Wirtschaft. Große Reden werden über das Handwerk gehalten. Bei der Unmöglichkeit, für das Land und für sich rentablere Fabriken aufzubauen, umgibt die Bourgeoisie das Handwerk mit einer chauvinistischen Zärtlichkeit, die in die Richtung der neuen nationalen Würde geht und ihr übrigens substantielle Profite verschafft. Dieser Kult der Lokalprodukte, diese Unmöglichkeit, neue Richtlinien zu finden, zeigt sich auch darin, daß die nationale Bourgeoisie in der typisch kolonialen Landwirtschaftsproduktion steckenbleibt.

Die nationale Wirtschaft der Unabhängigkeitsperiode wird nicht umorientiert. Es geht immer noch um Erdnuß-, Kakao- und Olivenernten. Auch im Handel mit Grundprodukten ist

keine Veränderung eingetreten. Keine Industrie wird aufgebaut. Man fährt fort, Rohstoffe zu exportieren, sich zu kleinen Landwirten für Europa, zu Spezialisten in Rohprodukten zu machen.

Trotzdem fordert auch die nationale Bourgeoisie die Nationalisierung der Wirtschaft und des Handels, weil nationalisieren für sie nicht heißt, die gesamte Wirtschaft in den Dienst des Volkes stellen, alle Bedürfnisse der Nation befriedigen, den Staat an neuen sozialen Verhältnissen ausrichten, um deren Entwicklung zu fördern. Nationalisierung bedeutet für sie ganz einfach die Übertragung der aus der Kolonialperiode vererbten Vorrechte auf die Autochthonen.

Da die Bourgeoisie weder genügend materielle noch genügend intellektuelle Mittel hat (Ingenieure, Techniker), beschränkt sie ihre Ansprüche darauf, die einst von den Kolonialherren besetzten Geschäftsbüros und Handelshäuser einzunehmen. Die nationale Bourgeoisie setzt sich einfach an die Stelle der ehemaligen europäischen Bevölkerung: der Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute, Vertreter, Generalvertreter, Transithändler. Für die die Würde des Landes und ihre eigene Rettung glaubt sie, alle diese Posten einnehmen zu müssen. Von jetzt an sollen sich die großen ausländischen Gesellschaften an *sie* wenden, wenn sie im Land bleiben oder sich dort niederlassen wollen. Die nationale Bourgeoisie entdeckt für sich die historische Aufgabe, als Vermittler zu dienen. Wie man sieht, handelt es sich nicht um eine Berufung, das Land umzuwandeln, vielmehr darum, ganz prosaisch als Transmissionsriemen für einen Kapitalismus zu dienen, der, zur Tarnung gezwungen, sich heute mit der neokolonialistischen Maske schmückt. Die nationale Bourgeoisie gefällt sich ohne Komplexe und voller Würde in der Rolle eines Geschäftsvertreters der westlichen Bourgeoisie. Diese lukrative Rolle, diese Kleinverdiener-Funktion, diese Enge der Gesichtspunkte, dieses Fehlen eines größeren Ehrgeizes zeigen die Unfähigkeit der nationalen Bourgeoisie, die historische Rolle einer Bourgeoisie zu erfüllen. Der dynamische Aspekt – Pioniere, Erfinder, Weltentdecker –, den man bei jeder nationalen Bourgeoisie findet, fehlt hier in kläglicher Weise. Bei der nationalen Bourgeoisie der Kolonialländer dominiert der Genießertyp, weil sie

sich psychologisch mit der westlichen Bourgeoisie identifiziert, deren Lehren sie aufgesogen hat. Sie folgt der westlichen Bourgeoisie in ihrem negativen und dekadenten Stadium, ohne die ersten Etappen der Erforschung und Erfindung durchschritten zu haben, die in jedem Fall eine Errungenschaft dieser westlichen Bourgeoisie sind. Schon in ihrem Beginn identifiziert sich die nationale Bourgeoisie der Kolonialländer mit dem Ende der westlichen Bourgeoisie. Man darf jedoch nicht annehmen, daß sie die Etappen überspringt. Sie beginnt vielmehr mit dem Ende. Sie ist schon gealtert, obwohl sie weder das Ungestüm noch die Unerschrockenheit noch den Voluntarismus der Jugend und des Mannesalters gekannt hat.

In ihrer Dekadenz wird die nationale Bourgeoisie von den westlichen Bourgeoisien beträchtlich unterstützt, die jetzt als Touristen auftreten, verliebt in Exotismus, Jagd und Casinos. Die nationale Bourgeoisie organisiert Erholungs- und Entspannungszentren und Vergnügungskuren für die westliche Bourgeoisie. Diese Tätigkeit nimmt den Namen »Tourismus« an und wird je nach den Umständen der nationalen Industrie angepaßt. Wer ein Beispiel für eine solche Umwandlung der ex-kolonisierten Bourgeoisie in einen Veranstalter von »Parties« für die westliche Bourgeoisie haben will, braucht nur an Lateinamerika zu denken. Die Casinos von Havanna und Mexico, die Strandbäder von Rio, die kleinen Brasilianerinnen, die kleinen Mexikanerinnen, die dreizehnjährigen Mestizinnen, Acapulco, Copacabana sind die Stigmata dieser Verkommenheit der nationalen Bourgeoisie. Ohne Einfälle, auf sich selbst zurückgezogen, abgeschnitten vom Volk, geschwächt durch ihre angeborene Unfähigkeit, den Problemzusammenhang unter dem Aspekt der gesamten Nation zu durchdenken, übernimmt die nationale Bourgeoisie die Rolle eines Geschäftsführers in Unternehmen des Westens und macht ihr Land zu einem Bordell Europas. Noch einmal, man muß sich das jämmerliche Schauspiel gewisser lateinamerikanischer Republiken vor Augen führen. Nach einem kurzen Flug landen die Geschäftsleute der Vereinigten Staaten, die dicken Bankiers, die Technokraten »in den Tropen« stürzen sich für acht bis zehn Tage in die süße Verderbnis, die ihre »Reservate« ihnen anbieten.

Das Verhalten der nationalen Grundbesitzer ist praktisch mit dem der städtischen Bourgeoisie identisch. Die großen Landwirte haben seit der Proklamation der Unabhängigkeit die Nationalisierung der Landwirtschaft gefordert. Mit Hilfe verschiedener Tricks gelingt es ihnen, ihre Hand auf die Farmen zu legen, die einst die Kolonialherren besessen hatten, und dadurch ihren Einfluß auf das ganze Gebiet zu verstärken. Aber sie machen nicht den Versuch, die Landwirtschaft zu reformieren, zu intensivieren oder in eine wirklich nationale Wirtschaft zu integrieren.

Die Grundbesitzer verlangen vielmehr von der öffentlichen Gewalt, daß sie die Erleichterungen und Vergünstigungen, von denen früher die ausländischen Kolonialherren profitierten, zu ihren Gunsten verhundertfache. Die Ausbeutung der Landarbeiter wird verschärft und legitimiert. Mit Hilfe von zwei oder drei Slogans verlangen diese neuen Kolonialherren von den Landarbeitern eine gewaltige Arbeitsleistung, natürlich im Namen des nationalen Aufbaus. Es gibt keine Modernisierung der Landwirtschaft, keinen Entwicklungsplan, keine Initiativen, denn schon Initiativen, die ein Minimum an Risiko einschließen, würden in diesen Kreisen eine Panik hervorrufen und die zögernde, vorsichtige Landbourgeoisie, die mehr und mehr in den vom Kolonialismus errichteten Handelsverbindungen steckenbleibt, völlig aus der Ruhe bringen. Initiativen sind in diesen Gebieten das Werk der Regierung. Die Regierung verfügt, ermutigt und finanziert sie. Die Landbourgeoisie dagegen weigert sich, das geringste Risiko einzugehen. Sie ist dem Wagnis, dem Abenteuer abhold. Sie will nicht auf Sand bauen. Sie verlangt solide, schnelle Profite. Die eingesteckten Profite, die im Vergleich zum Nationaleinkommen enorm sind, werden nicht wieder investiert. Der Sparstrumpf beherrscht die Psychologie dieser Grundbesitzer. Manchmal, besonders in den Jahren nach Erringung der Unabhängigkeit, zögert die Bourgeoisie nicht, die Profite, die sie aus dem nationalen Boden zieht, ausländischen Banken anzuvertrauen. Dagegen werden bedeutende Summen für Luxusgüter ausgegeben, für Autos, Villen und all jene Dinge, die von den Wirtschaftswissenschaftlern als charakteristisch für die unterentwickelte Bourgeoisie beschrieben worden sind.

Wir haben gesagt, daß die zur Macht gelangte kolonisierte Bourgeoisie ihre Klassenaggressivität dazu verwendet, sich die früher von den Fremden besetzten Posten anzueignen. Sobald die Unabhängigkeit begonnen hat, gerät sie nämlich mit den individuellen Überbleibseln des Kolonialismus in Konflikt: mit den Rechtsanwältinnen, Kaufleuten, Landbesitzern, Ärzten, höheren Beamten. Sie führt einen unerbittlichen Kampf gegen diese Leute, die angeblich die nationale Würde verletzen. Energisch proklamiert sie: »Nationalisierung der Kader«, »Afrikanisierung der Kader«. Ihre Haltung färbt sich mehr und mehr mit Rassismus. Brutal stellt sie der Regierung immer wieder die gleiche Forderung: wir brauchen diese Posten. Und sie dämpft ihre Aggressivität erst dann, wenn sie alle besetzt hat.

Das Proletariat der Städte, die Masse der Arbeitslosen, die kleinen Handwerker, die sogenannten kleinen Berufe schließen sich ihrerseits dieser nationalistischen Haltung an, aber – seien wir ihnen gegenüber gerecht – sie ahmen nur das Verhalten der Bourgeoisie nach. Während die nationale Bourgeoisie in einen Wettstreit mit den Europäern tritt, beginnen die Handwerker und die kleinen Berufe einen Kampf gegen die nicht nationalen Afrikaner. An der Elfenbeinküste sind es die regelrecht rassistischen antidahomeïschen und antivoltaïschen Aufstände. Die Dahomeër und die Voltaër, die wichtige Posten im Kleinhandel einnahmen, sind seit der Unabhängigkeit der Gegenstand feindseliger Demonstrationen seitens der Elfenbeinküstler. Vom Nationalismus sind wir zum Ultra-Nationalismus, zum Chauvinismus, zum Rassismus übergegangen. Man verlangt die Ausweisung dieser Ausländer, man verbrennt ihre Läden, man demoliert ihre Verkaufsstände, man lyncht sie, und die Regierung der Elfenbeinküste fordert sie tatsächlich auf, das Land zu verlassen, und erfüllt auf diese Weise jene Forderungen. Im Senegal sind es die antisudanesischen Demonstrationen, die Mamadou Dia sagen lassen: »In Wirklichkeit hat das senegalesische Volk die Mystik Malis nur aus Anhänglichkeit an seine Führer angenommen. Sein Beitritt zu Mali hat keinen anderen Wert als den einer neuen Vertrauenskundgebung gegenüber der Politik dieser Führer. Das senegalesische Territorium war deshalb nicht weniger lebendig, um so mehr, als die sudanesischen Anwesenheit in

Dakar sich zu aufdringlich gab, um sich vergessen zu lassen. Das erklärt, daß das Auseinanderbrechen der Föderation, anstatt Bedauern hervorzurufen, in den Volksmassen mit Erleichterung aufgenommen wurde und daß sich nirgends irgendeine Unterstützung für ihre Aufrechterhaltung zeigte.«¹

Während bestimmte Schichten des senegalesischen Volkes sich auf die von ihren eigenen Führern gebotene Gelegenheit stürzen, die Sudanesen loszuwerden, die sie entweder im Handel oder in der Verwaltung störten, beschließen die Kongoleesen, die ungläubig den massenhaften Aufbruch der Belgier miterlebten, die in Leopoldville und Elisabethville ansässigen Senegalesen unter Druck zu setzen und ihre Abreise zu erwirken. Wie man sieht, ist der Mechanismus bei beiden Erscheinungen identisch. Wenn die Europäer die Habsucht der Intellektuellen und der Geschäftsbourgeoisie der jungen Nation beschränken, dann sehen die Volksmassen der Städte die Konkurrenz hauptsächlich in Afrikanern einer anderen Nation. An der Elfenbeinküste sind es die Dahomeer, in Ghana die Nigier, im Senegal die Sudanesen.

Wenn die von der Bourgeoisie erhobene Forderung nach Negrisierung und Arabisierung der Kader nicht von einem authentischen Nationalisierungsunternehmen herrührt, sondern bloß dem Streben entspricht, die bisher vom Ausland besetzten Machtpositionen der Bourgeoisie zu übertragen, stellen die Massen auf ihrer Ebene die gleiche Forderung, wobei sie nur den Begriff »Neger« oder »Araber« auf die territorialen Grenzen beschränken. Zwischen den klangvollen Beteuerungen der Einheit des Kontinents und diesem den Massen von den Kadern inspirierten Verhalten gibt es zahlreiche Zwischenstufen. Man erlebt ein ständiges Hin und Her zwischen der afrikanischen Einheit, die mehr und mehr im Nebelhaften verschwindet, und einer hoffnungslosen Rückkehr zum widerwärtigsten und gehässigsten Chauvinismus.

»Auf der senegalesischen Seite tragen die Führer, die die Haupttheoretiker der afrikanischen Vereinigung gewesen sind und verschiedentlich ihre politischen Lokalorganisationen und ihre persönlichen Stellungen dieser Idee geopfert haben, eine unleugbare Verantwortung, obwohl sie nur das Beste wollten. Ihr Fehler, unser Fehler ist es gewesen, im Eifer des

Kampfes gegen die Balkanisierung jenes präkoloniale Faktum zu vergessen, das der Territorialismus darstellt. Unser Fehler ist es gewesen, in unseren Analysen dieses Phänomen zu wenig beachtet zu haben, das eine Frucht des Kolonialismus, aber auch eine soziologische Tatsache ist, die eine Theorie über die Einheit, so lobenswert und sympathisch sie auch sein mag, nicht aus der Welt schaffen kann. Wir haben uns durch das Trugbild einer für den Geist höchst schmeichelhaften Konstruktion verführen lassen, und indem wir unser Ideal für eine Realität hielten, haben wir geglaubt, daß es genüge, den Territorialismus und sein natürliches Produkt, den Mikro-Nationalismus, zu verurteilen, um mit ihnen fertig zu werden und den Erfolg unseres chimärischen Unternehmens zu sichern.«²

Vom senegalesischen Chauvinismus zur Wolof-Stammestümelei ist der Weg nicht weit. Und tatsächlich, überall dort, wo die nationale Bourgeoisie durch ihr engstirniges Verhalten und die Unbestimmtheit ihrer theoretischen Positionen nicht fähig war, die Gesamtheit des Volkes aufzuklären, die Probleme zunächst in der Perspektive des ganzen Volkes zu stellen und ihr Weltbild genügend zu erweitern, erlebt man einen Rückfall in die Stammespositionen; voller Ingrimm muß man den erstaunlichen Triumph der ethnischen Gemeinschaften mit ansehen. Da die Ablösung der Ausländer die einzige Parole der Bourgeoisie ist und da sie sich beeilt, sich in allen Bereichen Genugtuung zu verschaffen und Posten einzunehmen, fordern auch die kleinen Nationalen: Taxifahrer, Kuchenverkäufer, Schuhputzer, daß die Dahomeer nach Hause gehen oder, noch schöner, daß die Fulbe und die Peuhl in ihren Busch und ihre Berge zurückkehren sollen.

Unter diesem Gesichtspunkt muß man die Tatsache interpretieren, daß in den jungen unabhängigen Ländern hier und da der Föderalismus siegt. Die Kolonialherrschaft hat, wie man weiß, bestimmte Gebiete bevorzugt. Die Wirtschaft der Kolonie ist nicht in die Gesamtheit des Landes integriert. Sie ist stets durch Komplementärbeziehungen auf das jeweilige Mutterland ausgerichtet. Der Kolonialismus beutet fast niemals ein Land als Ganzes aus. Er beschränkt sich darauf, Rohstoffe zu entdecken, die er dann herauszieht und die Industrien des Mutterlandes zuführt, wodurch er in diesem speziellen Sektor

einen relativen Reichtum schafft, während in der übrigen Kolonie die Unterentwicklung und das Elend zunehmen oder sich zumindest verfestigen.

Sobald die Unabhängigkeit erreicht ist, erkennen die Nationalen der wohlhabenden Gebiete ihre Chance und weigern sich, in einem viszeralen und primären Reflex, die anderen Nationalen mitzuernähren. Die an Erdnüssen, Kakao und Diamanten reichen Gebiete heben sich von dem leeren Panorama des übrigen Landes ab. Die Nationalen dieser Gebiete entwickeln einen Haß gegen die anderen, bei denen sie Neid, Appetit und Mordgelüste entdecken. Die alten präkolonialen Rivalitäten, die alten inter-ethnischen Haßgefühle brechen wieder auf. Die Balubas weigern sich, die Lulus zu ernähren, Katanga konstituiert sich als Staat, und Albert Kalondschi läßt sich zum König von Süd-Kasaï krönen.

Die afrikanische Einheit, eine verschwommene Formel, an die jedoch die Männer und Frauen Afrikas leidenschaftlich geglaubt hatten und deren operativer Wert es war, auf den Kolonialismus einen ungeheuren Druck auszuüben, enthüllt ihr wahres Gesicht und zerbröckelt innerhalb ein und derselben nationalen Realität in Regionalismen. Die nationale Bourgeoisie, die in ihre unmittelbaren Interessen verbohrt ist und nicht weiter sieht als bis zu den Enden ihrer Fingernägel, erweist sich als unfähig, auch nur die nationale Einheit zu verwirklichen und die Nation auf solide und fruchtbare Grundlagen zu stellen. Die nationale Front, die den Kolonialismus vertrieben hatte, bricht auseinander und muß ihre Niederlage schlucken. Dieser unerbittliche Kampf, den sich die ethnischen Gemeinschaften und die Stämme liefern, diese aggressive Bemühung, die durch die Abreise der Fremden frei gewordenen Posten zu besetzen, lassen auch religiöse Streitigkeiten entstehen. Auf dem Land und im Busch gewinnen die kleinen Bruderschaften, die Lokalreligionen, die marabutischen Kulte ihre Vitalität zurück und nehmen den Zyklus der Exkommunikationen wieder auf. In den Großstädten erlebt man bei den Verwaltungskadern die Konfrontation der beiden großen Religionen: Islam und Katholizismus.

Der Kolonialismus, der vor der Geburt der afrikanischen Einheit in seinen Grundfesten gezittert hatte, gewinnt seine

Dimensionen zurück und versucht jetzt, diesen Einheitswillen zu brechen, wobei er alle Schwächen der Bewegung ausnutzt. Er mobilisiert die afrikanischen Völker, indem er ihnen die Existenz »geistiger« Rivalitäten offenbart. Im Senegal streut die Zeitung »Afrique Nouvelle« jede Woche den Haß des Islam und der Araber aus. Die Libanesen, die an der Westküste den größten Teil des Kleinhandels innehaben, werden mit nationaler Rache bedroht. Die Missionare erinnern die Massen jetzt plötzlich daran, daß die großen Reiche der Schwarzen lange vor dem Auftreten des europäischen Kolonialismus durch die arabische Invasion zerstört worden waren. Es wird sogar behauptet, die arabische Besetzung habe dem europäischen Kolonialismus das Bett bereitet; man spricht von arabischem Imperialismus, man denunziert den kulturellen Imperialismus des Islam. Die Moslems werden allgemein von den Führungsposten ferngehalten. In anderen Gebieten ist es umgekehrt, hier werden die christianisierten Autochthonen als die objektiven und bewußten Feinde der nationalen Unabhängigkeit angesehen.

Der Kolonialismus nutzt alle diese Zwistigkeiten schamlos aus, glücklich darüber, die Afrikaner, die sich gestern gegen ihn verbündet hatten, gegeneinander aufhetzen zu können. Der Begriff der Bartholomäusnacht nimmt in manchen Köpfen Gestalt an, und der Kolonialismus grinst nur, wenn er die großartigen Erklärungen über die afrikanische Einheit hört. Innerhalb derselben Nation spaltet die Religion das Volk und hetzt die vom Kolonialismus und seinen Instrumenten unterhaltenen und verstärkten geistlichen Gemeinschaften gegeneinander auf. Ganz unerwartete Phänomene brechen hier und da auf. In Ländern mit katholischer oder protestantischer Vorherrschaft geben sich die islamischen Minderheiten einer ungewohnten Devotion hin. Die islamischen Feste werden reaktiviert, der Islam verteidigt seinen Bereich um jede Handbreit gegen den wilden Absolutismus der katholischen Religion. Man kann Minister zu irgendwelchen Individuen sagen hören, daß sie nach Kairo gehen sollen, wenn sie nicht zufrieden sind. Manchmal verpflanzt der amerikanische Protestantismus seine antikatholischen Vorurteile auf den afrikanischen Boden und schürt mit Hilfe der Religion die Stammesrivalitäten.

ber den ganzen Kontinent hin kann diese religiöse Spannung das Gesicht des vulgärsten Rassismus annehmen. Man teilt Afrika in einen weißen und einen schwarzen Teil. Die Ersatzzeichnungen: Afrika südlich oder nördlich der Sahara, können diesen latenten Rassismus nicht verschleiern. Auf der einen Seite versichert man, daß das Weiße Afrika die Tradition einer tausendjährigen Kultur habe, daß es mediterran sei und Europa fortsetze, daß es an der abendländischen Kultur teilhabe. Das Schwarze Afrika bezeichnet man als eine träge, brutale, unzivilisierte – eine wilde Gegend. Auf der anderen Seite kann man den ganzen Tag lang widerwärtige Betrachtungen hören über den Schleier der Frauen, über die Polygamie, über die angebliche Mißachtung des weiblichen Geschlechts bei den Arabern. Durch ihre Aggressivität erinnern alle diese Auslassungen an diejenigen der Kolonialherren. Die nationale Bourgeoisie jedes dieser beiden großen Gebiete hat das kolonialistische Denken bis in seine verfaultesten Wurzeln hinein angenommen; es löst die Europäer ab und führt auf dem Kontinent eine für die Zukunft Afrikas äußerst schädliche rassistische Philosophie ein. Durch ihre Trägheit und Nachlässigkeit begünstigt sie die Einpflanzung und Verstärkung des Rassismus, der die koloniale Ära kennzeichnete. Deshalb ist es gar nicht verwunderlich, wenn man in einem Land, das sich afrikanisch nennt, ausgesprochen rassistische Betrachtungen hört und die Existenz paternalistischer Verhaltensweisen feststellt, die den bitteren Eindruck hinterlassen, man befinde sich in Paris, Brüssel oder London.

In bestimmten Gegenden Afrikas herrscht in aller Nacktheit der blöckende Paternalismus gegenüber den Schwarzen, die als obszöne, aus der westlichen Kultur geschöpfte Idee, der Schwarze sei für Logik und Wissenschaft unerreichbar. Manchmal kann man sogar feststellen, daß die schwarzen Minoritäten in eine Halbsklaverei eingeschlossen sind, die jene Zurückhaltung, ja jenes Mißtrauen rechtfertigt, das die Länder des Schwarzen Afrika gegenüber den Ländern des Weißen Afrika empfinden. Nicht selten wird ein Bürger des Schwarzen Afrika, der in einer Großstadt des Weißen Afrika spazieren geht, von den Kindern als »Neger« behandelt oder von den Beamten in Negerfranzösisch angeredet.

Nein, es ist leider nicht ausgeschlossen, daß die Schüler des Schwarzen Afrika in den Oberschulen nördlich der Sahara von ihren Mitschülern gefragt werden, ob es bei ihnen Häuser gibt, ob sie die Elektrizität kennen, ob sie in ihrer Familie die Menschenfresserei praktizieren. Nein, es ist leider nicht ausgeschlossen, daß Afrikaner von südlich der Sahara in bestimmten Gegenden nördlich der Sahara Landsleute treffen, die sie anflehen, sie mitzunehmen, »egal wohin, nur zu Negern«. Ähnlich versichern in bestimmten jungen Staaten des Schwarzen Afrika Parlamentarier, ja sogar Minister ernsthaft, daß ihrem Land nicht die Gefahr einer Wiederbesetzung durch den Kolonialismus drohe, sondern die einer eventuellen Invasion der »vandalischen Araber aus dem Norden«.

Wie man sieht, äußert sich die Unzulänglichkeit der Bourgeoisie nicht nur im ökonomischen Bereich. Im Namen eines engstirnigen Nationalismus oder der Rasse zur Macht gekommen, tritt die Bourgeoisie trotz den formal sehr schönen, aber vollständig inhaltslosen Erklärungen, die in kompletter Verantwortungslosigkeit mit Sätzen jonglieren, die direkt aus europäischen Traktaten über Moral oder politische Philosophie stammen, den Beweis ihrer Unfähigkeit an, auch nur einen minimalen humanistischen Katechismus herrschen zu lassen. Wenn die Bourgeoisie stark ist und die Welt nach ihrer Macht einrichtet, dann zögert sie nicht, demokratische Ideen mit universalisierendem Anspruch zu vertreten. Für diese ökonomisch gefestigte Bourgeoisie bedarf es außergewöhnlicher Bedingungen, um sie zur Nichtachtung ihrer humanistischen Ideologie zu treiben. Der westlichen Bourgeoisie gelingt es meist, ihren grundsätzlichen Rassismus durch eine Fülle von Nuancen zu verschleiern, was ihr ermöglicht, ihre Proklamation der eminenten Würde des Menschen intakt zu halten.

Die westliche Bourgeoisie hat genügend Barrieren und Geländer angebracht, um die Konkurrenz derer, die sie ausbeutet und verachtet, nicht wirklich fürchten zu müssen. Der westliche bürgerliche Rassismus gegenüber dem Neger oder dem »Bicot« ist ein Rassismus der Verachtung; es ist ein Rassismus, der abwertet. Aber der bürgerlichen Ideologie, die die Wesensgleichheit der Menschen proklamiert, gelingt es, die ihr eigene Logik zu bewahren, indem sie die Untermenschen auffordert,

sich durch die westliche Humanität, die sie verkörpert, zu vermenschlichen.

Der Rassismus der jungen nationalen Bourgeoisie ist ein Abwehr Rassismus, ein auf der Angst basierender Rassismus. Er unterscheidet sich nicht wesentlich von den gewöhnlichen Stammeskämpfen, ja von den Rivalitäten zwischen »Çofs« oder Bruderschaften. Man begreift, daß die aufmerksamen internationalen Beobachter die großen, schwungvollen Reden über die nationale Einheit kaum ernst genommen haben. Das liegt daran, daß die Zahl der offensichtlichen Brüche zu groß ist, um nicht deutlich zu machen, daß alle diese Widersprüche sich erst auflösen müssen, bevor die Stunde der Einheit gekommen ist.

Die afrikanischen Völker haben sich erst kürzlich entdeckt und haben beschlossen, das Kolonialregime im Namen des Kontinents radikal unter Druck zu setzen. Die nationalen Bourgeoisien dagegen, die sich, Gebiet für Gebiet, beeilen, ihre eigenen Schätze anzuhäufen und ein nationales Ausbeutungssystem zu errichten, vermehren die Hindernisse für die Verwirklichung dieser »Utopie«. Die nationalen Bourgeoisien sind sich über ihre Ziele vollständig im klaren: sie sind entschlossen, dieser Einheit, dieser gemeinsamen Anstrengung von 250 Millionen Menschen, die Dummheit, den Hunger und die Unmenschlichkeit zu besiegen, den Weg zu versperren. Deshalb müssen wir wissen, daß die afrikanische Einheit nur unter dem Druck und der Führung des Volkes entstehen kann, daß heißt unter Mißachtung der Interessen der Bourgeoisie.

Auch in der Innenpolitik und im institutionellen Rahmen wird die nationale Bourgeoisie den Beweis ihrer Unfähigkeit antreten. Bei einer gewissen Anzahl von unterentwickelten Ländern ist das parlamentarische Spiel grundsätzlich verfälscht. Wirtschaftlich ohnmächtig und nicht in der Lage, kohärente gesellschaftliche Verhältnisse zu schaffen, die auf dem Prinzip ihrer Klassenherrschaft beruhen, wählt die Bourgeoisie die Lösung, die ihr als die einfachste erscheint: die Einheitspartei. Sie besitzt noch nicht jenes gute Gewissen und jene Ruhe, die allein die wirtschaftliche Macht und die Beherrschung des Staats-

apparats ihr verleihen könnten. Sie schafft einen Staat, der den Bürger nicht beruhigt, sondern ihn beunruhigt.

Der Staat, der durch seine Robustheit und gleichzeitig durch seine Zurückhaltung Vertrauen vermitteln, ent Waffen, beruhigen sollte, zwingt sich in spektakulärer Weise auf, stellt sich zur Schau, bedrängt, mißhandelt den Bürger und zeigt ihm auf diese Weise, daß er in permanenter Gefahr ist. Die Einheitspartei ist die moderne Form der bürgerlichen Diktatur ohne Maske, ohne Schminke, skrupellos und zynisch.

Diese Diktatur, das ist eine Tatsache, kommt nicht sehr weit. Sie hört nicht auf, ihren eigenen Widerspruch hervorzubringen. Da die Bourgeoisie nicht die wirtschaftlichen Mittel hat, ihre Herrschaft zu sichern und einige Krumen an die Gesamtheit des Landes zu verteilen, da sie außerdem ganz damit beschäftigt ist, sich möglichst schnell, aber auch möglichst prosaisch die Taschen zu füllen, versinkt das Land immer mehr im Marasmus. Und um diesen Marasmus zu kaschieren, um diese Regression zu verschleiern, um sich zu beruhigen und sich Anlaß zum Dünkel zu geben, hat die Bourgeoisie keine andere Möglichkeit, als in der Hauptstadt riesige Bauten zu errichten, sogenannte Prestigeaufwendungen zu machen.

Die nationale Bourgeoisie kehrt dem Innern, den Realitäten des brachliegenden Landes mehr und mehr den Rücken und schießt nach dem ehemaligen Mutterland, nach den ausländischen Kapitalisten, die sich ihre Dienste sichern. Da sie ihre Profite nicht mit dem Volk teilt und ihm in keiner Weise erlaubt, von den Pfründen zu profitieren, die ihr die großen ausländischen Gesellschaften zahlen, wird sie die Notwendigkeit eines Volksführers entdecken, dem die doppelte Rolle zufällt, das Regime zu stabilisieren und die Herrschaft der Bourgeoisie fort dauern zu lassen. Die bürgerliche Diktatur der unterentwickelten Länder gewinnt ihre Festigkeit aus der Existenz eines Führers. In den entwickelten Ländern ist die bürgerliche Diktatur ja das Produkt der wirtschaftlichen Macht der Bourgeoisie. In den unterentwickelten Ländern dagegen repräsentiert der Führer die moralische Macht, unter deren Schutz die Bourgeoisie der jungen Nation, mager und mittellos, sich zu bereichern beschließt.

Das Volk, das den Führer jahrelang gesehen oder sprechen gehört hat, das von weitem in einer Art Traum seine Konflikte

mit der Kolonialmacht verfolgt hat, vertraut diesem Patrioten spontan. Vor der Unabhängigkeit verkörperte der Führer allgemein die Bestrebungen des Volkes: Unabhängigkeit, politische Freiheiten, nationale Würde. Nach erreichter Unabhängigkeit aber wird der Führer, weit davon entfernt, die Bedürfnisse des Volkes konkret zu verkörpern, sich zum Vorkämpfer der wirklichen Würde des Volkes zu machen, die aus dem Brot, dem Boden und der Rückgabe des Landes in die heiligen Hände des Volkes erwächst, seine eigentliche Funktion offenbaren: der Generalpräsident einer Gesellschaft profitieriger Nutznießer zu sein, wie die nationale Bourgeoisie sie darstellt.

Trotz seiner Anständigkeit und seinen ehrlichen Erklärungen ist der Führer objektiv der hartnäckige Verteidiger der heute gekoppelten Interessen der nationalen Bourgeoisie und der Ex-Kolonialgesellschaften. Seine Anständigkeit, die eine reine Veranlagung der Seele ist, verflüchtigt sich übrigens fortschreitend. Der Kontakt zu den Massen ist derart unwirklich, daß der Führer schließlich davon überzeugt ist, daß man ihm seine Autorität übelnimmt und die dem Vaterland geleisteten Dienste anzweifelt. Hart verurteilt er die Undankbarkeit der Massen und geht jeden Tag etwas entschiedener in das Lager der Ausbeuter über. Er verwandelt sich also wissentlich in einen Komplizen der jungen Bourgeoisie, die sich in Korruption und Genuß wälzt.

Der Produktionsprozeß des jungen Staates versackt unaufhaltsam in der neokolonialistischen Struktur. Die einst protegierte nationale Wirtschaft wird heute buchstäblich dirigiert. Der Haushalt wird von Anleihen und Wirtschaftshilfen gespeist. Dreimal im Jahr begeben sich entweder die Staatschefs selbst oder Regierungsdelegationen in die ehemaligen Mutterländer oder woandershin auf Kapitallienfang.

Die ehemalige Kolonialmacht vermehrt die Forderungen, häuft Konzessionen und Garantien an und trifft immer weniger Vorkehrungen, um die Abhängigkeit, in der sie die nationale Macht hält, zu verschleiern. Das Volk stagniert auf jammervolle Weise in unterträglichem Elend und wird sich langsam des unausprechlichen Verrats seiner Führer bewußt. Dieses Bewußtsein ist desto schärfer, je unfähiger die Bourgeoisie ist, sich als Klasse zu konstituieren. Die Verteilung der Reichtümer, die von ihr organisiert wird, ist nicht in vielfältige

Sektoren aufgefächert, nicht abgestuft, sie hierarchisiert sich nicht durch Halbtöne. Die neue Kaste beleidigt und empört um so mehr, als die überwiegende Majorität, nämlich neun Zehntel der Bevölkerung, weiterhin an Hunger sterben. Die skandalöse, rasche und unerbittliche Bereicherung dieser Kaste wird begleitet von einem entscheidenden Erwachen des Volkes, von einem Bewußtseinsprozeß, der ein gewaltsames Morgen ankündigt. Die bürgerliche Kaste, dieser Teil der Nation, der sich zu seinem Profit die gesamten Reichtümer des Landes aneignet, wird mit einer ganz unerwarteten Logik über die anderen Neger oder Araber abwertende Urteile fällen, die in mehr als einer Hinsicht an die rassistische Lehre der ehemaligen Vertreter der Kolonialmacht erinnern. Sowohl das Elend des Volkes wie die zügellose Bereicherung der bürgerlichen Kaste und ihre offen zur Schau getragene Verachtung für den Rest der Nation müssen die Meinungen und Haltungen verhärten.

Aber die auftauchenden Bedrohungen werden die Festigung der Autorität und das Auftreten der Diktatur nach sich ziehen. Der Führer, der das aufopferungsvolle Leben eines Militanten und Patrioten hinter sich hat, bildet eine Schutzwand zwischen dem Volk und der habgierigen Bourgeoisie, weil er das Unternehmen dieser Kaste sichert und gegenüber der Unverschämtheit, Mittelmäßigkeit und tiefen Unmoral dieser Bürger die Augen schließt. Er trägt dazu bei, den Bewußtseinsprozeß des Volkes zu bremsen. Er kommt der Kaste zu Hilfe, verbirgt dem Volk ihre Machenschaften und wird dadurch der eifrigste Vollender des Mystifizierungs- und Betäubungswerkes an den Massen. Jedesmal, wenn er sich ans Volk wendet, erinnert er an sein Leben, das oft heldenhaft war, an die Kämpfe, die er im Namen des Volkes geführt, die Siege, die er in seinem Namen errungen hat, und gibt dadurch den Massen zu verstehen, daß sie ihm weiterhin vertrauen müssen. Eine Fülle von Beispielen zeigt, daß afrikanische Patrioten in den vorsichtigen politischen Kampf der Älteren einen entschiedenen nationalistischen Stil gebracht haben. Diese Männer sind aus dem Busch gekommen. Sie haben zum großen Entsetzen des Herrschers und zur großen Schande der Nationalen der Hauptstadt gesagt, daß sie aus dem Busch kämen und im Namen der Neger

sprächen. Diese Männer, die die Rasse besungen, die ganze Vergangenheit auf sich genommen haben, Entartung und Anthropophagie, befinden sich heute – leider! – an der Spitze einer Mannschaft, die dem Busch den Rücken kehrt und proklamiert, daß es die Berufung ihres Volkes sei, zu folgen, zu folgen und noch einmal zu folgen.

Der Führer beruhigt das Volk. Unfähig, es zu einem konkreten Werk aufzufordern, unfähig, ihm wirklich die Zukunft zu öffnen, es auf den Weg des nationalen Aufbaus, also seines eigenen Aufbaus zu führen, wird er noch Jahre nach der Erringung der Unabhängigkeit wiederkäuen, an die heilige Vereinigung des Befreiungskampfes erinnern. Weil er sich weigert, die nationale Bourgeoisie zu vernichten, verlangt er vom Volk, zur Vergangenheit zurückzukehren und sich an dem Epos zu beerauschen, das zur Unabhängigkeit geführt hat. Er bremst das Volk, objektiv, und bemüht sich eifrig, es entweder aus der Geschichte zu vertreiben oder nicht in ihr Fuß fassen zu lassen. Während des Befreiungskampfes hatte er das Volk wachgerüttelt, ihm einen heldenhaften und radikalen Vormarsch versprochen. Heute vermehrt er die Bemühungen, es einzuschläfern, und fordert es drei- oder viermal im Jahr auf, sich der Kolonialzeit zu erinnern und den ungeheuren Weg zu ermesen, den es schon zurückgelegt hat.

Man muß jedoch sagen, daß die Massen gar nicht in der Lage sind, den zurückgelegten Weg zu würdigen. Dem Bauern, der immer noch in der Erde herumscharrt, dem Arbeitslosen, der immer noch arbeitslos ist, will es trotz den Nationalfesten, trotz den immerhin neuen Fahnen nicht gelingen, sich davon zu überzeugen, daß sich in seinem Leben wirklich etwas geändert hat. Die Bourgeoisie, an der Macht, kann noch so viele Demonstrationen veranstalten, die Massen werden sich nicht täuschen lassen. Die Massen haben Hunger, und daß es heute afrikanische Polizeikommissariate gibt, beruhigt sie nicht übermäßig. Die Massen fangen an, zu schmallen, sich abzuwenden und sich für diese Nation, die ihnen keinen Platz einräumt, nicht mehr zu interessieren.

Von Zeit zu Zeit wird der Führer jedoch mobil, spricht im Radio, macht eine Rundreise, um zu besänftigen, zu beruhigen, zu mystifizieren. Der Führer ist um so notwendiger, als es keine Partei gibt. Während des Unabhängigkeitskampfes gab

es zwar eine Partei, die der heutige Führer geleitet hat. Aber seitdem ist sie kläglich zerfallen. Es existiert nur noch die formale Partei, der Name, das Emblem und die Parole. Die organische Partei, die den Massen die freie Zirkulation eines auf der Basis ihrer realen Bedürfnisse entstandenen Denkens ermöglichen sollte, hat sich in ein Syndikat für individuelle Interessen verwandelt. Seit der Unabhängigkeit hilft die Partei dem Volk nicht mehr, seine Forderungen zu formulieren, sich seiner Bedürfnisse besser bewußt zu werden und seine Macht besser anzuwenden. Heute hat die Partei die Aufgabe, die von der Spitze ausgehenden Instruktionen ins Volk gelangen zu lassen. Es gibt nicht mehr jenes fruchtbare Hin und Her von der Basis zur Spitze und von der Spitze zur Basis, das die Demokratie in einer Partei begründet und garantiert. Ganz im Gegenteil, die Partei hat sich zur Schutzwand zwischen den Massen und der Führung gemacht. Es gibt kein Parteileben mehr. Die während der Kolonialzeit aufgebauten Zellen befinden sich heute in einem Zustand totaler Abrüstung.

Der Militant nagt an seinem Zügel. Jetzt erst wird man sich der Richtigkeit der Positionen bewußt, die einige von ihnen während des Befreiungskampfes eingenommen hatten, als sie von den Führungsorganisationen verlangten, eine Theorie auszuarbeiten, Ziele festzulegen, ein Programm aufzustellen. Aber unter dem Vorwand, die nationale Einheit zu retten, hatten die Führer diese Aufgabe kategorisch abgelehnt. Unsere Theorie, wiederholte man, ist die nationale Vereinigung gegen den Kolonialismus. Und man marschierte, mit einem zur Theorie erhobenen gebieterischen Slogan bewaffnet, und die ganze ideologische Aktivität beschränkte sich auf eine Reihe von Variationen über das Selbstbestimmungsrecht der Völker, über den Wind der Geschichte, der den Kolonialismus unaufhaltsam hinwegfegen werde. Wenn die Militanten verlangten, daß der Wind der Geschichte etwas besser analysiert werden solle, hielten die Führer ihnen die Hoffnung, die notwendige und unvermeidliche Dekolonisation und dergleichen vor Augen.

Seit der Unabhängigkeit versinkt die Partei in einer ganz offensichtlichen Lethargie. Man mobilisiert die Militanten nur noch anlässlich sogenannter Volksdemonstrationen, interna-

tionaler Konferenzen und Unabhängigkeitsfeiern. Die lokalen Kader der Partei werden zu administrativen Posten, die Partei verwandelt sich in Administration, die Militanten kehren in ihr normales Leben zurück und nehmen den leeren Titel eines Staatsbürgers an.

Jetzt, da sie ihre historische Mission erfüllt haben, die darin bestand, die Bourgeoisie an die Macht zu bringen, werden sie energisch aufgefordert, sich zurückzuziehen, damit die Bourgeoisie ungestört ihre eigene Mission erfüllen kann. Wir haben jedoch gesehen, daß die nationale Bourgeoisie der unterentwickelten Länder unfähig ist, irgendeine Mission zu erfüllen. Nach einigen Jahren wird das Auseinanderfallen der Partei offensichtlich, und jeder Beobachter, auch ein oberflächlicher, kann erkennen, daß die ehemalige Partei, die heute ein bloßes Gerüst ist, nur noch dazu dient, das Volk zu lähmen. Die Partei, die während des Kampfes die Gesamtheit der Nation an sich gezogen hatte, löst sich auf. Die Intellektuellen, die sich ihr am Vorabend der Unabhängigkeit angeschlossen hatten, bestätigen durch ihr jetziges Verhalten, daß dieser Anschluß kein anderes Ziel hatte, als bei der Verteilung der Unabhängigkeitstorte dabeizusein. Die Partei wird zu einem Vehikel für individuelle Erfolge.

Indessen zeigt sich innerhalb des neuen Regimes eine Ungleichheit bei der Bereicherung und Aneignung. Manche fressen an mehreren Krippen und erweisen sich als brillante Spezialisten des Opportunismus. Die Schiebungen häufen sich, die Korruption triumphiert, die Sitten verfallen. Die Raben sind heute zu zahlreich und zu gefräßig für die magere nationale Beute. Die Partei, ein wahres Machtinstrument in den Händen der Bourgeoisie, festigt den Staatsapparat und treibt die Einzäunung des Volkes, seine Lähmung voran. Die Partei hilft den Machthabern, das Volk im Zaum zu halten. Sie wird mehr und mehr zum eindeutig antidemokratischen Zwangsinstrument. Sie ist objektiv (und manchmal auch subjektiv) der Komplize der merkantilen Bourgeoisie. Wie die nationale Bourgeoisie ihre Aufbauphase überspringt, um sich in den Genuß zu stürzen, so überspringt sie auf der institutionellen Ebene die parlamentarische Phase und entscheidet sich für eine Diktatur nationalsozialistischen Typs. Wir wissen heute,

daß der Schmalspur-Faschismus, der nun schon ein halbes Jahrhundert lang in Lateinamerika triumphiert, das dialektische Resultat des halbkolonialen Staates in der Unabhängigkeitsperiode ist.

In diesen verarmten unterentwickelten Ländern, wo in der Regel der größte Reichtum neben dem größten Elend lebt, bilden die Armee und die Polizei die Pfeiler des Regimes: eine Armee und eine Polizei, die – nochmals eine Regel, deren man sich erinnern muß – von ausländischen Experten beraten wird. Die Kraft dieser Polizei, die Macht dieser Armee entsprechen dem Marasmus, in dem das übrige Land versunken ist. Die nationale Bourgeoisie verkauft sich immer offener an die großen ausländischen Gesellschaften. Mit Hilfe von Pfründen reißt das Ausland Konzessionen an sich, die Skandale häufen sich, die Minister bereichern sich, ihre Frauen verwandeln sich in Kokotten, die Abgeordneten schieben, und es gibt nicht einen Polizisten, nicht einen Zollbeamten, der an dieser großen Karawane der Korruption nicht teilnähme.

Die Opposition wird aggressiver, und das Volk begreift ihre Propaganda auf Anhieb. Die Feindseligkeit gegenüber der Bourgeoisie tritt jetzt offen zutage. Die junge Bourgeoisie, die von frühzeitiger Senilität befallen zu sein scheint, schlägt die Ratschläge, die man ihr im Überfluß gibt, in den Wind und erweist sich als unfähig, zu verstehen, daß es in ihrem Interesse läge, die Ausbeutung wenigstens etwas zu kaschieren.

La Semaine Africaine, die christliche Zeitung von Brazzaville, schreibt an die Adresse der Fürsten des Regimes: »Ihr Männer auf euren Posten mit euren Frauen, ihr seid heute reich durch euren Komfort, eure Ausbildung vielleicht, euer schönes Haus, eure Beziehungen, die vielfachen Aufgaben, die euch aufgeladen sind und euch neue Horizonte eröffnen. Aber euer ganzer Reichtum wird zu einem Schutzpanzer, der euch hindert, das Elend zu sehen, das euch umgibt. Seht euch vor.« Diese Warnung der *Semaine Africaine* an die Adresse der Handlanger von Joulou hat natürlich nichts Revolutionäres. *La Semaine Africaine* will den Blutsaugern des kongolesischen Volkes nur zu verstehen geben, daß Gott ihr Verhalten strafen wird: »Wenn es in eurem Herzen keinen Platz gibt für Rücksichten gegenüber den Leuten unter euch, dann wird es auch für euch keinen Platz im Hause Gottes geben.«

Es ist klar, daß sich die nationale Bourgeoisie wegen dieser Anklagen kaum beunruhigt. Mit Europa liiert, bleibt sie fest entschlossen, von der Situation zu profitieren. Die riesigen Profite, die sie durch die Ausbeutung des Volkes gewinnt, werden ins Ausland exportiert. Die junge nationale Bourgeoisie mißtraut dem Regime, das sie errichtet hat, oft mehr als die ausländischen Gesellschaften. Sie weigert sich, auf dem nationalen Boden zu investieren, und zeigt gegenüber dem Staat, der sie schützt und ernährt, eine bemerkenswerte Undankbarkeit. Auf den europäischen Märkten erwirbt sie ausländische Börsenwerte, verbringt das Wochenende in Paris oder in Hamburg. In bestimmten unterentwickelten Ländern erinnert sie durch ihr Verhalten an die Mitglieder eines *gang*, die nach jedem *hold-up* den Mitspielern ihren Teil vorenthalten und sorgsam den Rückzug vorbereiten. Diese Einstellung macht deutlich, daß die nationale Bourgeoisie, mehr oder weniger bewußt, schließlich verlieren wird. Sie ahnt, daß die heutige Situation nicht bis in alle Ewigkeit dauern kann, aber sie will maximal von ihr profitieren. Eine solche Ausbeutung und ein solches Mißtrauen gegenüber dem Staat rufen jedoch unweigerlich die Unzufriedenheit der Massen hervor. Unter diesen Bedingungen verhärtet sich das Regime. Die Armee wird zur unentbehrlichen Stütze einer systematischen Unterdrückung. Mangels eines Parlaments dient sie als Schiedsrichter. Aber früher oder später wird sie ihre Bedeutung entdecken und der Regierung mit der ständig schwelenden Gefahr eines *Pronunciamento* drohen.

Wie man sieht, hat die nationale Bourgeoisie bestimmter unterentwickelter Länder nichts aus den Büchern gelernt. Wenn sie besser auf die Länder Lateinamerikas geschaut hätte, dann hätte sie zweifellos die Gefahren erkannt, die sie bedrohen. Man kommt also zu der Schlußfolgerung, daß diese Mikro-Bourgeoisie, die soviel Lärm macht, dazu verurteilt ist, auf der Stelle zu treten. Eine bürgerliche Phase ist in den unterentwickelten Ländern unmöglich. Es wird zwar eine Polizeidiktatur geben und eine Kaste von Nutznießern, aber die Errichtung einer bürgerlichen Gesellschaft ist zum Scheitern verurteilt. Das Kollegium der aufgedonneten Nutznießer, die sich die Banknoten auf den Fonds eines verarmten Landes gegenseitig aus der Hand reißen, wird früher oder später ein

Strohalm in den Händen der geschickt von ausländischen Experten manipulierten Armee sein. So praktiziert also das ehemalige Mutterland eine indirekte Regierung, und zwar gleichzeitig durch die Bourgeoisie, die sie ernährt, und durch eine nationale Armee, die von ausländischen Experten aufgebaut wird und das Volk fesselt, lähmt und terrorisiert.

Diese wenigen Bemerkungen über die nationale Bourgeoisie führen uns zu einer Schlußfolgerung, die nicht verwundern sollte. In den unterentwickelten Ländern kann die Bourgeoisie keine Bedingungen für ihre Existenz und ihre Entfaltung finden. Mit anderen Worten, die vereinten Anstrengungen der in einer Partei organisierten Massen und der Intellektuellen, die mit wachem Bewußtsein und revolutionären Grundsätzen ausgerüstet sind, muß dieser unnützen und schädlichen Bourgeoisie den Weg versperren.

Die theoretische Frage, die man seit etwa fünfzig Jahren bei der Behandlung der Geschichte der unterentwickelten Länder stellt, nämlich: ob die bürgerliche Phase übersprungen werden könne oder nicht, muß durch die revolutionäre Aktion und nicht durch Nachdenken entschieden werden. Eine bürgerliche Phase in den unterentwickelten Ländern ließe sich nur dann rechtfertigen, wenn die nationale Bourgeoisie eine ausreichende wirtschaftliche und technische Macht hätte, um eine bürgerliche Gesellschaft aufzubauen, die Bedingungen für die Entwicklung eines umfangreichen Proletariats zu schaffen, die Landwirtschaft zu industrialisieren und schließlich eine authentische Nationalkultur zu ermöglichen.

Eine Bourgeoisie, wie sie sich in Europa entwickeln konnte, hat mit der Verstärkung ihrer Macht eine Ideologie schaffen können. Diese dynamische, gebildete, laizistische Bourgeoisie hat die Akkumulation des Kapitals voll verwirklicht und der Nation ein Minimum von Wohlstand gegeben. In den unterentwickelten Ländern existiert, wie wir gesehen haben, keine wirkliche Bourgeoisie, nur eine kleine Kaste mit langen Zähnen, habgierig und gefräßig, die von dem Geist des Kleingewinns beherrscht wird und sich mit den Dividenden abfindet, die ihr die ehemalige Kolonialmacht sichert. Diese Schmalspur-Bourgeoisie zeigt, daß sie keiner großen Ideen, keines Erfindungsgeistes fähig ist. Sie erinnert sich an das, was sie in

den westlichen Handbüchern gelesen hat, und wird unmerklich nicht zu einer Replik auf Europa, sondern zu seiner Karikatur.

Der Kampf gegen die Bourgeoisie der unterentwickelten Länder ist keineswegs eine theoretische Position. Es geht nicht darum, das von der Geschichte über sie gefällte Verdammungsurteil zu entziffern. Die nationale Bourgeoisie in den unterentwickelten Ländern muß nicht deshalb energisch bekämpft werden, weil sie die allgemeine und harmonische Entwicklung der Nation zu hemmen droht, sondern weil sie buchstäblich zu nichts nützt. Mittelmäßig in ihren Gewinnen, in ihren Verwirklichungen, in ihrem Denken, versucht sie diese Mittelmäßigkeit zu kaschieren, durch Prestige-Bauten auf eigene Faust, durch das Chrom ihrer amerikanischen Wagen, die Ferien an der Riviera, die Weekends in neonbeleuchteten Nachtlokalen.

Dieser Bourgeoisie, die sich mehr und mehr vom ganzen Volk abwendet, gelingt es nicht einmal, dem Westen gewichtige Konzessionen zu entreißen: größere Investitionen für die Wirtschaft des Landes, Errichtung bestimmter Industrien. Dagegen vermehren sich die Montagefabriken, womit die neokolonialistische Form der Ausbeutung, in welcher sich die nationale Wirtschaft abstrampelt, sanktioniert wird. Man kann also nicht sagen, die nationale Bourgeoisie verzögere die Entwicklung des Landes, lasse es Zeit verlieren oder drohe die Nation auf ausweglose Wege zu führen. Die bürgerliche Phase ist in der Geschichte der unterentwickelten Länder einfach überflüssig. Wenn sich diese Kaste einmal selbst vernichtet hat und von ihren eigenen Widersprüchen verschlungen ist, wird man erkennen, daß sich seit der Unabhängigkeit nichts ereignet hat, daß man alles von vorne beginnen, noch einmal vom Nullpunkt ausgehen muß. Die Umgestaltung wird nicht innerhalb der Strukturen durchgeführt werden, die die Bourgeoisie im Laufe ihrer Herrschaft errichtet hat, weil ja diese Kaste nichts anderes getan hat, als das Erbe der Wirtschaft, der Gedanken und Einrichtungen des Kolonialismus unverändert zu übernehmen.

Es ist leicht, diese Klasse zu neutralisieren, weil sie, wie wir gesehen haben, zahlenmäßig, intellektuell und wirtschaftlich

schwach ist. Wenn die kolonisierten Territorien unabhängig werden, gewinnt die bürgerliche Kaste ihre Macht hauptsächlich aus den mit der ehemaligen Kolonialmacht geschlossenen Abkommen. Sie wird um so mehr Chancen haben, den kolonialistischen Unterdrücker abzulösen, je mehr Zeit man ihr gelassen hat, mit der Ex-Kolonialmacht ins Gespräch zu kommen. Aber die Widersprüche in den Reihen dieser Bourgeoisie sind so tief, daß sie dem Beobachter einen Eindruck von Unstabilität vermitteln. Es gibt noch keine Kastenhomogenität. Viele Intellektuelle zum Beispiel verurteilen das auf der Herrschaft einiger weniger basierende Regime. In den unterentwickelten Ländern finden sich Intellektuelle, Beamte, ehrlich bemühte Eliten, die durchaus die Notwendigkeit einer Planung der Wirtschaft, einer gerichtlichen Verfolgung der Nutznießer, einer strengen Unterbindung der Mystifikation spüren. Außerdem kämpfen sie für die massive Teilnahme des Volkes an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten.

In den unterentwickelten Ländern, die zur Unabhängigkeit gelangen, gibt es fast immer eine kleine Zahl von anständigen Intellektuellen, die zwar keine präzisen politischen Ideen haben, aber instinktiv dem Wettlauf nach Posten und Pfründen mißtrauen, der für die erste Zeit der Unabhängigkeit symptomatisch ist. Die besondere Situation dieser Menschen (Ernährung einer zahlreichen Familie) oder ihre Vergangenheit (harte Erfahrungen, strenge moralische Erziehung) erklärt ihre so offensichtliche Verachtung für die Schieber und Nutznießer. Man muß sie in dem entscheidenden Kampf für eine gesunde Orientierung der Nation zu benutzen verstehen. Der nationalen Bourgeoisie den Weg versperren heißt einerseits, die dramatischen Lösungen der ersten Periode der Unabhängigkeit, die Mißgeschicke der nationalen Einheit, den Verfall der Sitten, die Versuchung des Landes durch Korruption, die wirtschaftliche Regression und, binnen kurzer Zeit, das antidemokratische Regime, das auf Gewalt und Einschüchterung beruht, beseitigen. Aber es heißt andererseits, das einzige Mittel wählen, um vorwärtszukommen.

Was die Entscheidung verzögert und die wirklich demokratischen und fortschrittlichen Elemente der jungen Nation einschüchtert, ist die scheinbare Solidität der Bourgeoisie. In den

neuerdings unabhängigen unterentwickelten Ländern tummelt sich die Gesamtheit der Kader in den vom Kolonialismus erbauten Städten. Da eine Analyse der Gesamtbevölkerung fehlt, neigen die Beobachter dazu, an die Existenz einer mächtigen und voll organisierten Bourgeoisie zu glauben. In Wirklichkeit gibt es, wie man heute weiß, keine Bourgeoisie. Nicht der Geist, der Geschmack oder die Manieren schaffen die Bourgeoisie. Nicht einmal die Hoffnungen. Die Bourgeoisie ist vor allem das direkte Produkt bestimmter ökonomischer Realitäten.

In den Kolonien ist die ökonomische Realität jedoch eine ausländische bürgerliche Realität. Vermittels ihrer Repräsentanten ist die Bourgeoisie des Mutterlandes in den Kolonialstädten anwesend. Vor der Unabhängigkeit ist die Bourgeoisie in den Kolonien eine westliche Bourgeoisie, eine regelrechte Filiale der Bourgeoisie des Mutterlandes, die ihre Legitimität, ihre Stärke, ihre Stabilität von eben dieser Bourgeoisie des Mutterlandes erhält. Während der Agitationsphase, die der Unabhängigkeit vorausgeht, versuchen einheimische intellektuelle und kaufmännische Elemente sich mit dieser importierten Bourgeoisie zu identifizieren. Bei den einheimischen Intellektuellen und Kaufleuten kann man einen permanenten Willen zur Identifizierung mit den bürgerlichen Repräsentanten des Mutterlandes antreffen.

Diese Bourgeoisie, die die typischen Denkmechanismen des Mutterlandes vorbehaltlos und mit Begeisterung angenommen, ihr eigenes Denken großartig entfremdet und ihr Bewußtsein auf typische ausländische Grundlagen gestellt hat, wird mit trockener Kehle feststellen, was eine Bourgeoisie ausmache, sei das Geld. Die Bourgeoisie der unterentwickelten Länder ist eine Bourgeoisie im Geiste. Weder ihre wirtschaftliche Macht noch die Dynamik ihrer Kader noch die Weite ihrer Konzeptionen sichern ihr die Qualität einer Bourgeoisie. Deshalb ist sie zu Anfang und lange Zeit eine Bourgeoisie von Beamten. Die Posten, die sie in der neuen nationalen Verwaltung einnimmt, geben ihr Ruhe und Festigkeit. Wenn die Macht ihr die Zeit und die Möglichkeiten dazu läßt, wird sie schließlich einen kleinen Sparstrumpf haben, der ihre Herrschaft festigt. Aber sie wird sich immer als unfähig erweisen, eine authentische bürgerliche Gesellschaft ins Leben zu

rufen mit allen wirtschaftlichen und industriellen Konsequenzen, die das einschließt.

Die nationale Bourgeoisie ist von Anfang an auf Vermittlungstätigkeiten ausgerichtet. Die Basis ihrer Macht liegt in ihrem Sinn für Handel und Kleinhandel, in ihrer Fähigkeit sich Kommissionen zu verschaffen. Nicht ihr Geld arbeitet, sondern ihr Geschäftssinn. Sie investiert nicht, sie kann nicht jene Akkumulation des Kapitals durchführen, die für das Aufblühen und die Entfaltung einer authentischen Bourgeoisie notwendig ist. Bei diesem Tempo brauchte sie Jahrhunderte, um auch nur den ersten Anfang einer Industrialisierung zustande zu bringen. Jedenfalls wird sie auf den unerbittlichen Widerstand des ehemaligen Mutterlandes stoßen, das im Rahmen der neokolonialistischen Abmachungen schon alle nötigen Vorkehrungen getroffen hat.

Wenn die Regierungsgewalt das Land aus der Stagnation herausreißen und mit großen Schritten zur Entwicklung und zum Fortschritt führen will, muß sie an erster Stelle den tertiären Sektor nationalisieren. Die Bourgeoisie, bei der Gewinn- und Genußsucht, Verachtung der Massen und der skandalöse Geist des Profits – des Diebstahls, müßte man sagen – Trumpf sind, macht in diesem Sektor tatsächlich riesige Investitionen. Der einst von den Kolonialherren beherrschte tertiäre Bereich wird von der jungen nationalen Bourgeoisie eingenommen. In einer Kolonialwirtschaft ist er bei weitem der wichtigste. Wenn man vorwärtsschreiten will, muß man sofort beschließen, ihn zu nationalisieren. Aber es ist klar, daß diese Nationalisierung nicht den Charakter einer strengen Verstaatlichung annehmen darf. Es geht nicht darum, unpolitische Staatsbürger an die Spitze der Behörden zu setzen. Wo immer dieses Verfahren angewandt wurde, konnte man feststellen, daß die Regierungsgewalt im Grunde nur zum Sieg einer Diktatur von Beamten beitrug, die vom ehemaligen Mutterland ausgebildet worden waren und sich bald als unfähig erwiesen, für das nationale Ganze zu denken. Diese Beamten beginnen sehr schnell, die nationale Wirtschaft zu sabotieren, die Organisationen aufzulösen; die Folgen sind Korruption, Veruntreuung, Unterschlagung und schwarzer Markt. Den tertiären Sektor nationalisieren bedeutet demokratische Verkaufs- und

Einkaufsgenossenschaften organisieren, also diese Genossenschaften dezentralisieren, indem man die Massen für die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten interessiert. All das kann, wie man sieht, nur gelingen, wenn man das Volk politisiert. Zuvor wird man sich die Notwendigkeit bewußt gemacht haben, ein für allemal ein entscheidendes Problem zu klären. Das Problem einer Politisierung der Massen wird zwar heute in den unterentwickelten Ländern allgemein anerkannt. Aber es scheint nicht, daß man diese vordringliche Aufgabe in der richtigen Weise anpackt. Wenn man die Notwendigkeit einer Politisierung des Volkes versichert, dann gibt man damit gleichzeitig zu verstehen, daß man in der Aktion, die man unternimmt, vom Volk unterstützt werden will. Eine Regierung, die erklärt, sie wolle das Volk politisieren, drückt ihren Wunsch aus, mit dem Volk und für das Volk zu regieren. Das darf keine Sprachregelung zur Kaschierung einer bürgerlichen Herrschaft sein. Die bürgerlichen Regierungen der kapitalistischen Länder haben diese Kindheitsphase der Macht längst überschritten. Ganz kalt regieren sie mit Hilfe ihrer Gesetze, ihrer wirtschaftlichen Macht und ihrer Polizei. Jetzt, da ihre Macht gefestigt ist, sind sie nicht genötigt, ihre Zeit mit Demagogie zu vergeuden. Sie regieren nach ihrem Interesse und haben den Mut zu ihrer Macht. Sie haben eine Legitimität geschaffen und sind sich ihres guten Rechtes sicher.

Die bürgerliche Kaste der neuerdings unabhängigen Länder hat noch nicht den Zynismus und die auf Macht gegründete Seelenruhe der alten Bourgeoisien. Daher ihre Bemühungen, ihre eigentlichen Überzeugungen zu kaschieren, dem Volk Sand in die Augen zu streuen, kurz sich populär zu machen. Aber Politisierung der Massen heißt nicht, drei- oder viermal im Jahr Zehn- oder Hunderttausende von Männern und Frauen mobilisieren. Diese Versammlungen und Großkundgebungen lehnen sich an die alte Taktik vor der Unabhängigkeit an, da man seine Kräfte zeigte, um sich selbst und den anderen zu beweisen, daß man das Volk hinter sich habe. Die Politisierung der Massen will nicht die Massen entmündigen, sondern sie erwachsen machen.

Das führt uns dazu, die Rolle der politischen Partei in einem unterentwickelten Land zu betrachten. Wir haben oben schon

gesagt, daß vereinfachende Geister, die übrigens der entstehenden Bourgeoisie angehören, immer wieder behaupten, in einem unterentwickelten Land sei die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten durch eine starke Regierungsgewalt, sprich: Diktatur, eine Notwendigkeit. Zu diesem alten Zweck vertraut man der Partei die Aufgabe an, die Massen zu überwachen. Die Partei verdoppelt die Verwaltung und die Polizei und kontrolliert die Massen, nicht um sich ihrer wirklichen Teilnahme an den Angelegenheiten der Nation zu versichern, sondern um ihnen ständig zu wiederholen, daß die Regierungsgewalt Gehorsam und Disziplin von ihnen erwarte. Diese Diktatur, die sich von der Geschichte getragen glaubt und für die Zeit nach der Erreichung der Unabhängigkeit für unentbehrlich hält, symbolisiert in Wirklichkeit die Entschlossenheit der bürgerlichen Kaste, das unterentwickelte Land erst mit der Unterstützung des Volkes, aber bald gegen es zu regieren. Die fortschreitende Umwandlung der Partei in einen Nachrichtendienst ist das Indiz, daß sich die Regierungsgewalt mehr und mehr in der Defensive befindet. Die gestaltlose Masse des Volkes wird als blinde Kraft angesehen, die man entweder durch Mystifizierung oder durch Furcht vor den Polizeikräften ständig im Zaum halten muß. Die Partei dient als Barometer, als Nachrichtendienst. Der Militant wird in einen Denunzianten verwandelt. Man betraut ihn mit Strafaktionen gegen rebellische Dörfer. Die ersten Ansätze von Oppositionsparteien werden mit Stockschlägen und Steinwürfen vernichtet. Die Kandidaten der Opposition finden ihre Häuser in Brand gesteckt. Die Polizei greift zu Provokationen. Unter diesen Umständen ist die Partei natürlich eine Einheitspartei, und 99,99 Prozent der Stimmen entfallen auf den Regierungskandidaten. Tatsächlich herrscht in Afrika eine bestimmte Anzahl von Regierungen nach diesem Modell. Alle Oppositionsparteien, die übrigens meist progressistisch waren, für einen größeren Einfluß der Massen in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten eintraten und eine Zügelung der verächtlichen und merkantilen Bourgeoisie verlangten, sind durch Gummiknüppel und Gefängnisse zum Stillschweigen und zur Illegalität verurteilt worden.

In vielen, heute unabhängigen afrikanischen Gebieten erlebt

die politische Partei eine schwerwiegende Abwertung. In Gegenwart eines Parteimitglieds schweigt das Volk, macht sich zum Lamm und gibt Lobreden an die Adresse der Regierung und des politischen Führers ab. Aber abends auf der Straße, abseits vom Dorf, im Café oder auf dem Fluß kann man sich von einer bitteren Enttäuschung des Volkes, seiner Verzweiflung und auch von seiner zurückgehaltenen Wut überzeugen. Anstatt das Volk zu ermuntern, seine Beschwerden auszusprechen, anstatt sich die freie Zirkulation seiner Vorstellungen über die Führung zur grundlegenden Aufgabe zu machen, bildet die Partei eine Wand und ein Verbot. Die Parteiführer verhalten sich wie gewöhnliche Feldwebel und erinnern das Volk ständig daran, daß es »Ruhe im Glied« halten müsse. Sobald die Kolonialmacht das Land dieser Partei überlassen hat, die behauptete, der Diener des Volkes zu sein und für seine Entfaltung zu arbeiten, beeilt sie sich, das Volk in seine Höhle zurückzuschicken. Auch in der Frage der nationalen Einheit macht sie einen Fehler nach dem anderen. Die sogenannte nationale Partei verhält sich wie eine ethnische Partei. Sie ist im Grunde ein zur Partei erhobener Stamm. Während sie sich gern als national ausgibt, im Namen des gesamten Volkes zu sprechen behauptet, organisiert sich heimlich und manchmal offen eine regelrechte ethnische Diktatur. Wir haben es nicht mehr mit einer bürgerlichen Diktatur, sondern mit einer Stammesdiktatur zu tun. Die Minister, die Regierungschefs, die Botschafter, die Präfekten werden aus dem Volksstamm des Führers ausgewählt, manchmal sogar direkt aus seiner Familie. Die Familienregimes scheinen die alten Gesetze der Endogamie wiederaufzunehmen, und man empfindet nicht Wut, sondern Schande angesichts dieser Dummheit, dieser Heuchelei, dieser intellektuellen und geistigen Armseligkeit. Die Regierungschefs sind die eigentlichen Verräter Afrikas, denn sie verkaufen es an den schlimmsten seiner Feinde: die Dummheit. Diese Stammestümelei der Regierungsgewalt hat natürlich Regionalismus und Separatismus zur Folge. Dezentralisierende Tendenzen tauchen auf und gewinnen die Oberhand, die Nation löst sich auf und fällt auseinander. Der Führer, der »Afrikanische Einheit« rief und an seine kleine Familie dachte, wacht eines Tages zwischen fünf Stämmen auf, die auch ihre Botschafter und Minister haben wollen; und immer noch un-

verantwortlich, immer noch unbewußt, immer noch armselig, zeigt er den »Verrat« an.

Wir haben mehrfach auf die oft unheilvolle Rolle des Führers hingewiesen. Sie rührt daher, daß die Partei in bestimmten Gebieten wie ein *gang* organisiert ist, bei dem der Härteste die Führung übernimmt. Man spricht gern von der Überlegenheit dieses Führers, von seiner Kraft, und man zögert nicht, in einem komplizenhaften und leicht bewundernden Ton zu sagen, er lasse seine engsten Mitarbeiter erzittern. Um alle diese Klippen zu umgehen, muß man hartnäckig darum kämpfen, daß die Partei niemals ein gefügiges Instrument in den Händen eines Führers wird. Volksführer gibt es heute nicht mehr. Die Völker sind keine Herden mehr und brauchen nicht geführt zu werden. Wenn der Führer mich führt, dann soll er wissen, daß gleichzeitig ich ihn führe. Die Nation darf nicht eine von einem Manitu gelenkte Angelegenheit sein. Jetzt versteht man die Panik, die sich der Führungskreise bemächtigt, sobald einer dieser Führer krank wird, weil sie dann von der Frage der Nachfolge gequält werden. Was wird aus dem Land, wenn der Führer verschwindet? Die Führungskreise, die vor dem Führer abgedankt haben und, ohne Verantwortung und Bewußtsein, nur mit dem schönen Leben, das sie führen, beschäftigt sind, mit organisierten Cocktails, bezahlten Reisen und der Rentabilität ihrer Schiebungen, entdecken von Zeit zu Zeit die geistige Leere im Herzen der Nation.

Ein Land, das auf die Fragen, die ihm die Geschichte stellt, wahrhaft antworten, seine Städte und den Verstand seiner Bewohner entwickeln will, muß eine wirkliche Partei besitzen. Die Partei ist kein Instrument in den Händen des Volkes. Sie bestimmt die Politik, die die Regierung durchführt. Die Partei darf niemals nur das Politbüro sein, in dem alle Mitglieder der Regierung und die großen Würdenträger des Regimes zu Hause sind. Das Politbüro bildet leider allzuoft die ganze Partei, seine Mitglieder halten sich permanent in der Hauptstadt auf. In einem unterentwickelten Land muß die Führungsspitze der Partei die Hauptstadt fliehen wie die Pest. Sie muß sich, mit Ausnahme einiger weniger, in den ländlichen Gebieten aufhalten. Man sollte es vermeiden, alles in der

Großstadt zu zentralisieren. Keine Entschuldigung administrativer Art kann diesen Trubel einer gegenüber neun Zehnteln des Territoriums schon überfüllten und überentwickelten Hauptstadt rechtfertigen. Die Partei muß bis zum äußersten dezentralisiert werden. Das ist das einzige Mittel, die toten, die noch nicht zum Leben erwachten Gebiete zu aktivieren.

Praktisch sollte es in jedem Gebiet mindestens ein Mitglied des Politbüros geben, und man sollte es nicht zum Gebietschef ernennen, es sollte keine administrative Gewalt haben. Das Mitglied des regionalen Politbüros ist nicht verpflichtet, den höchsten Rang im regionalen Verwaltungsapparat einzunehmen. Es braucht sich nicht notwendig mit der Regierungsgewalt zu identifizieren. Für das Volk ist die Partei nicht die Autorität, sondern ein Organismus, mit dem es als Volk seine Autorität und seinen Willen durchsetzt. Je weniger Konfusion und Machtdualität herrschen, desto besser kann die Partei ihre Erziehungsrolle spielen und für das Volk eine entscheidende Garantie bilden. Wenn die Partei mit der Regierungsgewalt verschmilzt, dann bedeutet Militant der Partei sein soviel wie den kürzesten Weg einschlagen, um egoistische Ziele zu verfolgen, einen Posten in der Verwaltung zu ergattern, einen höheren Dienstgrad zu erreichen, die Rangstufe zu verbessern, Karriere zu machen.

In einem unterentwickelten Land werden dynamische regionale Führungsorgane den Wasserkopf Hauptstadt nicht noch weiter anschwellen lassen; sie werden vielmehr den inkohärenten Strom der ländlichen Massen nach den Großstädten aufhalten. Die Einrichtung solcher Führungsorgane, die in einem Gebiet alle Kompetenzen haben, um es wachzurütteln, zum Leben zu erwecken, den Bewußtseinsprozeß bei den Staatsbürgern zu beschleunigen, ist in den ersten Tagen der Unabhängigkeit für jedes Land, das vorwärtskommen will, eine unumgängliche Notwendigkeit. Andernfalls scharen sich die Verantwortlichen der Partei und die Würdenträger des Regimes um den Führer. Die Verwaltungsorgane schwellen an, nicht weil sie sich entwickeln und differenzieren, sondern weil neue Vettern und neue Militanten auf einen Posten warten und hoffen, in die Staatsmaschinerie eindringen zu können. Und

jeder Staatsbürger träumt davon, in die Hauptstadt zu gelangen und seinen Teil vom Käse abzubekommen. Die ländlichen Orte sind verlassen, die nicht eingegliederten, nicht unterrichteten und nicht unterstützten ländlichen Massen wenden sich von einem schlecht bearbeiteten Land ab, strömen in die Vorstädte und lassen dadurch das Lumpenproletariat übermäßig anwachsen.

Die Stunde einer neuen nationalen Krise ist nicht weit. Wir glauben daher, daß es unumgänglich ist, das Hinterland zu privilegieren. Im äußersten Fall gäbe es nichts dagegen einzuwenden, daß die Regierung woanders als in der Hauptstadt sitzt. Man muß die Hauptstadt entsakralisieren und den enterbten Massen zeigen, daß man sich entschlossen hat, für *sie* zu arbeiten. Das hat in gewisser Hinsicht die brasilianische Regierung mit Brasilia zu tun versucht. Die Arroganz von Rio de Janeiro war eine Beleidigung für das brasilianische Volk. Aber leider ist Brasilia eine zweite, ebenso monströse Hauptstadt geworden wie die erste. Der einzige Gewinn dieses Unternehmens besteht darin, daß es heute eine Straße durch den Urwald gibt. Nein, kein ernsthaftes Motiv steht der Wahl einer anderen Hauptstadt oder der Verlegung der gesamten Regierung in eines der ärmsten Gebiete entgegen. Die Hauptstadt ist ein von der Kolonialperiode übernommener Handelsbegriff. Aber in den unterentwickelten Ländern müssen die Kontakte zu den ländlichen Massen verstärkt werden. Wir müssen eine nationale Politik, das heißt vor allem eine Politik für die Massen machen. Wir dürfen niemals den Kontakt zum Volk verlieren, das für seine Unabhängigkeit und die konkrete Verbesserung seiner Existenz gekämpft hat.

Die autochthonen Beamten und Techniker dürfen nicht in die Diagramme und Statistiken, sie müssen in den Körper des Volkes eindringen. Sie dürfen sich nicht mehr sträuben, wenn von einer Verlegung ins »Innere« die Rede ist. Es darf nicht mehr vorkommen, daß junge Frauen unterentwickelter Länder ihren Männern mit Scheidung drohen, wenn sie es nicht jedesmal arrangieren, die Zuweisung eines ländlichen Postens zu vermeiden. Deshalb muß das Politbüro der Partei die benachteiligten Gebiete bevorzugen, und das Leben der Hauptstadt, ein künstliches, oberflächliches, der nationalen Realität wie ein Fremdkörper aufgepfropft Leben, muß einen mög-

lichst geringen Platz im Leben der Nation einnehmen, die allein grundlegend und heilig ist.

In einem unterentwickelten Land muß die Partei so organisiert sein, daß sie sich nicht damit begnügt, nur Kontakte zu den Massen zu haben. Sie muß der direkte Ausdruck der Massen sein. Die Partei ist keine Verwaltungsbehörde zur Übermittlung von Regierungsbeschlüssen, sie ist der energische Wortführer und der unbestechliche Verteidiger der Massen. Um zu dieser Auffassung der Partei zu gelangen, muß man sich vor allem von der ganz westlichen, ganz bürgerlichen und demnach ganz verächtlichen Vorstellung befreien, daß die Massen unfähig seien, sich selbst zu regieren. Die Erfahrung beweist vielmehr, daß die Massen die kompliziertesten Probleme genau verstehen. Einer der größten Dienste, die die algerische Revolution dem algerischen Intellektuellen geleistet hat, ist der, daß sie ihn mit dem Volk in Kontakt gebracht und es ihm ermöglicht hat, das unaussprechliche Elend des Volkes zu sehen und gleichzeitig das Erwachen seiner Intelligenz, die Fortschritte seines Bewußtseins mitzuerleben. Das algerische Volk, diese Masse von Ausgehungerten und Analphabeten, diese Männer und diese Frauen, die jahrhundertlang in der äußersten Finsternis dahindämmerten, haben Panzern und Flugzeugen, Napalmbomben und psychologischem Terror standgehalten, aber vor allem der Korruption und der Gehirnwäsche, den Verrätern und den »nationalen« Armeen von General Bellounis. Dieses Volk hat standgehalten, den Schwachen, den Schwankenden, den Diktatorenlehrlingen zum Trotz. Dieses Volk hat standgehalten, weil ihm sein Kampf sieben Jahre lang Bereiche erschlossen hat, von deren Existenz es nicht einmal eine Ahnung hatte. Heute arbeiten Waffenwerkstätten mitten im Dschebel mehrere Meter unter der Erde, heute arbeiten Volksgerichte auf allen Stufen, lokale Plankommissionen organisieren die Aufteilung des Großgrundbesitzes und entwerfen das Algerien von morgen. Ein einzelner Mensch kann sich dem Verständnis eines Problems verschließen, aber die Gruppe, das Dorf begreifen mit einer erstaunlichen Schnelligkeit. Wenn man allerdings eine Sprache benutzt, die nur Juristen oder Wirtschaftswissenschaftlern verständlich ist, dann läßt sich leicht beweisen, daß die Massen gegängelt werden müssen. Aber wenn man die konkrete Spra-

che spricht, wenn man nicht von dem abwegigen Willen besessen ist, die Karten durcheinanderzubringen, das Volk loszuwerden, dann stellt man fest, daß die Massen alle Nuancen, alle Listen begreifen. Der Rückgriff auf einen technischen Jargon bedeutet, daß man entschlossen ist, die Massen als Laien anzusehen. Er verschleiert nur schlecht das Bedürfnis der Redner, das Volk zu betrügen, es draußen zu halten. Ein solches Verdunklungsunternehmen ist eine Maske, hinter der sich ein noch weitläufigeres Plünderungsunternehmen verbirgt: man will dem Volk gleichzeitig seine Güter und seine Souveränität nehmen. Man kann dem Volk alles erklären, allerdings unter der Voraussetzung, daß man wirklich will, daß es versteht. Wenn man aber glaubt, daß man es nicht brauche, daß es im Gegenteil ein Hindernis sei für das gute Florieren der zahlreichen Privatgesellschaften und für die Einschränkung der Verantwortlichkeiten, die sich zum Ziel setzt, das Volk noch elender zu machen, dann ist die Frage entschieden.

Wenn man meint, man könne ein Land ausgezeichnet regieren, ohne daß das Volk seine Nase hineinsteckt; wenn man meint, das Volk bringe allein durch seine Anwesenheit das Spiel durcheinander, halte es auf oder sabotiere es durch seine natürliche Unwissenheit, dann darf es kein Zögern mehr geben: das Volk muß herausgehalten werden. Es geschieht jedoch, daß das Volk, wenn man es zur Führung des Landes auffordert, die Bewegung nicht bremst, sondern beschleunigt. Wir Algerier haben im Laufe dieses Krieges die Gelegenheit und das Glück gehabt, gewisse Dinge am eigenen Leibe erfahren zu können. In bestimmten ländlichen Gegenden sind die politisch-militärischen Verantwortlichen der Revolution mit Situationen konfrontiert worden, die radikale Lösungen verlangten. Wir werden uns mit einigen dieser Situationen beschäftigen.

Im Laufe der Jahre 1956/57 hatte der französische Kolonialismus verbotene Zonen geschaffen, der Personenverkehr in diesen Gebieten war streng reglementiert. Die Bauern hatten also nicht mehr die Möglichkeit, sich frei in die Stadt zu begeben und ihre Vorräte zu erneuern. Die Lebensmittelhändler häuften in dieser Periode enorme Profite an. Tee, Kaffee, Zucker,

Tabak, Salz erreichten unerschwingliche Preise. Der schwarze Markt blühte mit besonderer Unverschämtheit. Die Bauern, die nicht in bar zahlen konnten, nahmen Hypotheken auf ihre Ernten, ja auf ihre Ländereien oder gaben Stück für Stück des Familienerbes weg und arbeiteten schließlich auf Rechnung des Lebensmittelhändlers. Die politischen Kommissare reagierten, sobald sie diese Gefahr erkannt hatten. Es wurde ein rationelles Versorgungssystem geschaffen: der Lebensmittelhändler, der sich in die Stadt begibt, wird aufgefordert, bei national eingestellten Großhändlern einzukaufen, die ihm eine Rechnung mit genauen Preisangaben ausstellen. Wenn der Kleinhändler im Douar ankommt, muß er sich zunächst beim politischen Kommissar melden, der die Rechnung kontrolliert, die Gewinnspanne festlegt und den Verkaufspreis der Waren bestimmt. Die festgesetzten Preise werden im Laden angeschlagen, und ein Mitglied des Douar, eine Art Kontrolleur, ist anwesend und informiert die Fellachen über den Preis, zu dem die Erzeugnisse verkauft werden müssen. Aber der Kleinhändler kommt schnell auf irgendeinen Trick, und nach drei oder vier Tagen erklärt er, daß seine Vorräte erschöpft seien. Heimlich nimmt er seinen Handel wieder auf und setzt seinen Verkauf auf dem schwarzen Markt fort. Die Reaktion der politisch-militärischen Autorität war radikal. Es wurden beträchtliche Strafen festgesetzt, und die in die Dorfkasse eingezahlten Geldbußen wurden teils für soziale Zwecke, teils für Arbeiten von kollektivem Interesse verwendet. Manchmal beschloß man auch, den Handel für einige Zeit zu unterbinden. Bei einem Rückfall wurde der Handelsfonds sofort beschlagnahmt und einem gewählten Verwaltungsausschuß unterstellt, der dem ehemaligen Besitzer eine Monatsrente auszahlte.

Ausgehend von diesen Erfahrungen, erklärte man dem Volk das Funktionieren der großen ökonomischen Gesetze, indem man sich auf konkrete Fälle stützte. Die Akkumulation des Kapitals wurde aus einer Theorie zu einem ganz realen und ganz gegenwärtigen Verhalten. Das Volk verstand, wie man sich mit Hilfe eines Handels bereichern und diesen Handel vergrößern kann. Jetzt erzählten die Bauern, daß irgendein Lebensmittelhändler ihnen zu einem Wucherzins Geld lieh; andere erinnerten daran, wie man sie von ihren Ländereien vertrieben hatte und wie sie aus Landbesitzern zu Arbeitern

geworden waren. Je mehr das Volk versteht, desto wachsamer wird es, desto klarer sieht es, daß letztlich alles von ihm abhängt und daß sein Heil in seinem Zusammenhalt, in der Kenntnis seiner Interessen und im Erkennen seiner Feinde liegt. Das Volk versteht, daß Reichtum nicht die Frucht der Arbeit ist, sondern das Resultat eines organisierten und protegierten Diebstahls. Die Reichen hören auf, achtenswerte Männer zu sein, sie sind nur noch Raubtiere, Schakale und Geier, die sich vom Blut des Volkes nähren. In einer anderen Perspektive gesehen: die Politikommissare mußten bestimmen, daß niemand mehr für irgend jemanden arbeiten darf. Das Land gehört denen, die es bebauen. Das ist ein Prinzip, das im Laufe der algerischen Revolution zu einem grundlegenden Gesetz geworden ist. Die Bauern, die Landarbeiter beschäftigten, sind gezwungen worden, ihren ehemaligen Angestellten Teile des Landes abzugeben.

Daraufhin konnte man feststellen, daß sich der Ertrag pro Hektar verdreifachte, und zwar trotz den zahlreichen Überfällen der Franzosen, den Luftangriffen und den Schwierigkeiten bei der Besorgung von Düngemitteln. Die Fellachen, die bei der Ernte die gewonnenen Erzeugnisse abschätzen und wiegen konnten, haben dieses Phänomen verstehen wollen. Sie haben sehr schnell entdeckt, daß die Arbeit kein einfacher Begriff ist, daß sie durch die Verklavung unmöglich wird, daß sie Freiheit, Verantwortung und Bewußtsein voraussetzt.

In den Gebieten, in denen wir diese erfreulichen Erfahrungen machen, die Schaffung des Menschen durch die revolutionäre Institution miterleben konnten, haben die Bauern sehr deutlich jenes Prinzip begriffen, das besagt, daß man mit um so mehr Lust arbeitet, je bewußter man die Anstrengung auf sich nimmt. Man hat den Massen verständlich machen können, daß Arbeit nicht nur Energieaufwand oder das Funktionieren bestimmter Muskeln ist, sondern daß man mehr mit seinem Verstand und seinem Herzen arbeitet als mit seinen Muskeln und mit seinem Schweiß. In diesen befreiten, von den ehemaligen Handelsverbindungen aber abgeschnittenen Gebieten konnte auch die früher einzig auf die Städte und den Export ausgerichtete Produktion umgestellt werden. Es entstand eine Konsumgüterproduktion für das Volk und für die Einheiten

der nationalen Befreiungsarmee. Die Produktion von Linsen wurde vervierfacht, die Gewinnung von Kohle und Holz organisiert. Frischgemüse und Kohlen wurden von den nördlichen Gebieten durch die Berge nach dem Süden geleitet, während die südlichen Zonen Fleisch nach dem Norden schickten. Die F.L.N. hat diese Koordinierung beschlossen und ein Verkehrssystem auf die Beine gestellt. Wir hatten keine Techniker, keine Planer aus den großen westlichen Schulen. Gleichwohl erreichte die Tagesration in diesen befreiten Gebieten die bisher unbekannte Zahl von 3200 Kalorien. Das Volk hat sich mit diesem Sieg nicht begnügt, es hat sich theoretische Fragen gestellt, zum Beispiel: warum gab es vor dem Befreiungskrieg in bestimmten Gebieten keine Apfelsinen, während jährlich Tausende von Tonnen ins Ausland exportiert wurden; warum waren einer großen Zahl von Algeriern Weintrauben unbekannt, während Millionen von algerischen Trauben von den europäischen Völkern genossen wurden? Das Volk hat heute eine klare Vorstellung von dem, was ihm gehört. Das algerische Volk weiß, daß es der ausschließliche Besitzer des Bodens und der Bodenschätze seines Landes ist. Und wenn manche die Hartnäckigkeit der F.L.N., keine Übergriffe auf dieses Eigentum zu dulden, und ihren unerschütterlichen Willen, jeden Kompromiß über die Prinzipien abzulehnen, nicht begreifen, dann müssen sie sich daran erinnern, daß das algerische Volk heute ein erwachsenes, verantwortliches, bewußtes Volk, kurz, daß es ein besitzendes Volk ist.

Wenn wir das algerische Beispiel gewählt haben, so nicht, um unser Volk zu glorifizieren, sondern um die Bedeutung zu zeigen, die der Kampf, den es geführt hat, für seinen Bewußtseinsprozeß hatte. Es ist klar, daß andere Völker auf anderen Wegen zu dem gleichen Ergebnis gekommen sind. In Algerien war, wie man heute weiß, die Kraftprobe unvermeidlich, aber andere Gebiete haben durch ihren politischen Kampf und die Aufklärungsarbeit der Partei ihre Völker zu den gleichen Ergebnissen geführt. In Algerien haben wir begriffen, daß die Massen auf der Höhe der ihnen gestellten Probleme stehen. In einem unterentwickelten Land lehrt die Erfahrung, daß es nicht auf das Planen und Entscheiden von 300 Personen ankommt, sondern darauf, daß die Gesamtheit versteht und

entscheidet, selbst um den Preis einer doppelten oder dreifachen Zeit. In Wirklichkeit wird die »verlorene« Zeit des Erklärens und Vermenschlichens der Arbeit bei der Ausführung eingeholt. Die Leute müssen wissen, wohin sie gehen und warum sie dorthin gehen. Der politische Mensch muß sich klarmachen, daß die Zukunft versperrt bleibt, solange das Bewußtsein des Volkes rudimentär, bruchstückhaft, verschwommen ist. Wir, die politischen Afrikaner, müssen ganz klare Ideen über die Situation unseres Volkes haben. Aber diese Klarheit muß zutiefst dialektisch bleiben. Das Erwachen des gesamten Volkes geschieht nicht schlagartig, sein rationales Engagement für das nationale Aufbauwerk wird linear sein, zunächst weil die Verkehrswege und Transmissionsmittel wenig entwickelt sind, dann weil die Zeitvorstellung aufhören muß, die des Augenblicks oder der nächsten Ernte zu sein, um die der Welt zu werden, und schließlich weil die durch die Kolonialherrschaft tief im Gehirn eingegrabene Ermütigung immer noch wirksam ist. Aber wir dürfen nicht außer acht lassen, daß der Sieg über die Zonen eines geringeren Widerstands, die Erbteile der materiellen und geistigen Beherrschung des Landes, eine Notwendigkeit ist, der keine Regierung ausweichen kann. Nehmen wir das Beispiel der Arbeit unter dem Kolonialregime. Der Kolonialherr hat immer behauptet, der Eingeborene sei langsam. Heute kann man in bestimmten unabhängigen Ländern hören, daß gewisse Kader dieses Urteil übernehmen. In Wirklichkeit wollte der Kolonialherr, daß der Sklave begeistert sei. Durch eine Art Mystifikation, die die raffinierteste Entfremdung bildet, wollte er den Sklaven davon überzeugen, daß das Land, das er bearbeitet, ihm gehöre, daß die Minen, in denen er seine Gesundheit verliert, sein Eigentum seien. Der Kolonialherr vergaß merkwürdigerweise, daß er sich an der Agonie des Sklaven bereicherte. Praktisch sagte er zum Kolonisierten: »Krepiere, damit ich mich bereichere.« Heute müssen wir ganz anders vorgehen. Wir dürfen dem Volk nicht sagen: »Krepiere, damit das Land sich bereichert.« Wenn wir das Nationaleinkommen erhöhen, die Einfuhr bestimmter unnötiger, ja schädlicher Erzeugnisse verringern, die landwirtschaftliche Produktion steigern und gegen das Analphabetentum kämpfen wollen, dann müssen wir erklären. Das Volk muß die Wichtigkeit des Einsatzes

begreifen. Die öffentlichen Angelegenheiten müssen Sache der Öffentlichkeit werden. Wir stoßen also auf die Notwendigkeit, die Zellen an der Basis zu vermehren. Allzuoft nämlich begnügt man sich damit, nationale Organisationen an der Spitze und immer in der Hauptstadt einzurichten: Frauenverbände, Jugendverbände, Gewerkschaften usw. Aber wenn man sich einmal einfallen läßt, hinter das in der Hauptstadt eingerichtete Büro zu sehen, wenn man in das Hinterzimmer geht, in dem sich die Archive befinden müßten, ist man bestürzt von der Leere, dem Nichts, dem Bluff. Man braucht eine Basis, Zellen, die Inhalt und Dynamik vermitteln. Die Massen müssen sich versammeln, diskutieren, Vorschläge machen, Instruktionen erhalten können. Die Staatsbürger müssen die Möglichkeit haben, zu sprechen, sich auszudrücken, zu erfinden. Die Zellenversammlung, die Versammlung des Komitees ist kein liturgischer Akt. Sie ist eine ausgezeichnete Gelegenheit für den Menschen, zu hören und zu reden. Bei jeder Versammlung vermehrt das Gehirn seine Assoziationswege, entdeckt das Auge ein oder mehr und mehr vermenschlichtes Panorama.

Der starke Prozentsatz Jugendlicher in den unterentwickelten Ländern stellt die Regierung vor ganz spezielle Probleme, die in aller Klarheit gelöst werden müssen. Die untätige und oft analphabetische städtische Jugend ist allen Arten von zersetzenden Erfahrungen ausgeliefert. Der unterentwickelten Jugend werden meist Unterhaltungen der industrialisierten Länder angeboten. Normalerweise besteht eine Homogenität zwischen dem geistigen und materiellen Niveau der Mitglieder einer Gesellschaft und den Vergnügungen, die sie sich bereitet. In den unterentwickelten Ländern dagegen verfügt die Jugend über Spiele, die für die Jugend der kapitalistischen Länder erdacht wurden: Kriminalromane, Spielautomaten, obszöne Fotos, pornographische Literatur, nichtjugendfreie Filme und vor allem der Alkohol . . . Im Westen dienen der familiäre Rahmen, das Schulwesen, der relativ hohe Lebensstandard der arbeitenden Massen als eine Art Schutzwall gegen die unheilvolle Einwirkung dieser Spiele. Aber in einem afrikanischen Land, in dem die geistige Entwicklung ungleichmäßig verläuft, in dem das gewaltsame Aufeinanderstoßen zweier

Welten die alten Traditionen beträchtlich erschüttert und die Welt der Wahrnehmung aufgelöst hat, ist die Sensibilität des jungen Afrikaners hilflos den verschiedenen, in der westlichen Kultur enthaltenen Aggressionen ausgeliefert. Seine Familie erweist sich sehr oft als unfähig, diesen Gewalten Stabilität und Homogenität entgegenzusetzen.

Hier muß die Regierung als Filter und Stabilisierer dienen. Die Jugendkommissare der unterentwickelten Länder machen häufig einen Fehler. Sie begreifen ihre Rolle in der Weise der Jugendkommissare der entwickelten Länder. Sie sprechen davon, die Seele zu stärken, den Körper auszubilden, den Ausdruck sportlicher Fähigkeiten zu erleichtern. Unserer Meinung nach müssen sie sich vor dieser Auffassung hüten. Die Jugend eines unterentwickelten Landes ist oft eine untätige Jugend. Man muß sie zunächst beschäftigen. Deshalb muß der Jugendkommissar institutionell dem Arbeitsministerium verbunden sein, das eng mit dem Planungsministerium zusammenarbeitet. Beide Ministerien sind in einem unterentwickelten Land notwendig. Die afrikanische Jugend muß nicht zum Stadion geschickt werden, sondern auf die Felder und in die Schulen. Ihr Stadion ist nicht ein in den Städten eingerichteter Ort für Schaustellungen, sondern ein bestimmter Raum innerhalb der Ländereien, die urbar gemacht, bearbeitet und der Nation angeboten werden. Die kapitalistische Auffassung vom Sport unterscheidet sich grundlegend von der, die in unterentwickelten Ländern existieren müßte. Der afrikanische Politiker darf sich nicht damit beschäftigen, Sportler auszubilden, sondern bewußte Menschen, die außerdem sportlich sind. Wenn der Sport nicht in das nationale Leben, das heißt in den nationalen Aufbau integriert ist, wenn man Nationalsportler ausbildet anstatt bewußte Menschen, wird man bald das Absinken des Sports in Professionalismus und Kommerzialisierung erleben. Der Sport darf kein Spiel sein, keine Zerstreuung, die sich das Bürgertum der Städte gewährt. Die wichtigste Aufgabe ist es, in jedem Augenblick zu begreifen, was sich bei uns abspielt. Wir dürfen nicht das Außergewöhnliche kultivieren, nach dem Helden suchen, einer anderen Form des Führers. Wir müssen das Volk in die Höhe heben, das Gehirn des Volkes erweitern, es anfüllen, differenzieren, menschlich machen.

Wir kommen noch einmal auf diese Besessenheit zurück, die wir von allen afrikanischen Politikern geteilt sehen möchten, die Besessenheit von der notwendigen Aufgabe, das Volk aufzuklären, die Arbeit zu durchleuchten, sie von ihrer historischen Undurchschaubarkeit zu befreien. In einem unterentwickelten Land verantwortlich sein heißt wissen, daß alles letztlich auf der Erziehung der Massen beruht, auf der Belebung des Denkens, auf dem, was man allzu schnell Politisierung nennt.

Man glaubt nämlich oft mit einer verbrecherischen Oberflächlichkeit, die Massen politisieren heiße, ihnen periodisch eine große politische Rede halten. Man glaubt, ein politischer Führer brauche nur in einem belehrenden Ton von den großen Dingen des Tages zu sprechen, um der unabweisbaren Pflicht einer Politisierung der Massen zu genügen. Politisieren heißt jedoch, den Geist öffnen, den Geist wecken, den Geist in die Welt setzen. Oder wie Césaire sagte: »Seelen erfinden.« Die Massen politisieren heißt nicht und kann nicht heißen, eine politische Rede halten. Es heißt leidenschaftlich darum kämpfen, den Massen verständlich zu machen, daß alles von ihnen abhängt; daß es an ihnen liegt, wenn wir stagnieren, und daß es ebenfalls an ihnen liegt, wenn wir vorwärtskommen; daß es keinen Demiurgen gibt, keinen berühmten und für alles verantwortlichen Mann, sondern daß das Volk der Demiurg ist und daß die Hände des Zauberers letztlich nur die Hände des Volkes sind. Um das zu realisieren, um es wirklich Fleisch und Blut werden zu lassen, müssen wir – es sei nochmals gesagt – bis zum äußersten dezentralisieren. Die Zirkulation von der Führung zur Basis und von der Basis zur Führung muß ein strenger Grundsatz sein, nicht aus formalistischen Gründen, sondern weil ganz einfach die Einhaltung dieses Grundsatzes die Garantie des Heils ist. Von der Basis steigen die Kräfte auf, die der Führung Dynamik geben und es ihr dialektisch ermöglichen, einen neuen Sprung zu verwirklichen. Noch einmal, wir Algerier haben diese Dinge sehr rasch begriffen, denn kein Mitglied irgendeiner Führung hat die Möglichkeit gehabt, sich auf irgendeine Heilsmission zu berufen. Die Basis kämpft in Algerien, und diese Basis weiß genau, daß ohne ihren täglichen, heldenhaften und schwierigen Kampf die Führung nicht standhalten würde. Ebenso wie sie weiß, daß ohne Führung

die Basis in Inkohärenz und Anarchie auseinanderbrechen würde. Die Führung gewinnt ihren Wert und ihre Festigkeit nur aus der Existenz des Volkes im Kampf. Es ist buchstäblich so, daß das Volk sich freiwillig eine Führung gibt, nicht aber, daß die Führung das Volk duldet.

Die Massen müssen wissen, daß die Regierung und die Partei in ihrem Dienst stehen. Ein würdiges, das heißt seiner Würde bewußtes Volk ist ein Volk, daß diese Grundwahrheiten niemals vergißt. Während der Kolonialbesetzung hat man dem Volk gesagt, es müsse sein Leben für den Sieg seiner Würde hingeben. Aber die afrikanischen Völker haben bald begriffen, daß ihnen ihre Würde nicht nur vom Okkupanten bestritten wurde. Die afrikanischen Völker haben bald verstanden, daß Würde und Souveränität absolut äquivalent sind. Ein würdiges und freies Volk ist ein souveränes Volk. Ein würdiges Volk ist ein verantwortliches Volk. Und es ist nutzlos, zu »zeigen«, daß die afrikanischen Völker infantil oder kraftlos seien. Eine Regierung und eine Partei haben das Volk, das sie verdienen. Und auf mehr oder weniger lange Sicht hat ein Volk die Regierung, die es verdient.

Die konkrete Erfahrung in bestimmten Gebieten bestätigt das. Im Laufe von Versammlungen kommt es manchmal vor, daß sich Militanten zur Lösung schwieriger Probleme auf die Formel »man muß nur . . .« zurückziehen. Diese voluntaristische Verkürzung, in der in gefährlicher Weise Spontaneität, vereinfachender Synkretismus und mangelhafte intellektuelle Verarbeitung kulminieren, gewinnt häufig die Oberhand. Jedesmal, wenn man auf dieses Abdanken der Verantwortung bei einem Militanten stößt, muß man ihm nicht nur sagen, daß er unrecht hat, man muß ihn verantwortlich machen, ihn auffordern, seine Überlegungen bis zum Ende zu führen, und ihm den abscheulichen, unmenschlichen und letztlich sterilen Charakter dieses »man muß nur« deutlich machen. Niemand hat die Wahrheit gepachtet, weder der Führer noch der Parteikämpfer. Die Suche nach der Wahrheit in lokalen Situationen ist eine kollektive Angelegenheit. Manche haben eine reichere Erfahrung, entwickeln ihre Gedanken schneller, haben in der Vergangenheit eine größere Zahl von geistigen Verbindungen herstellen können. Aber sie müssen vermeiden, das Volk zu erdrücken, denn der Erfolg der angenommenen Entscheidung

hängt von dem koordinierten und bewußten Engagement des gesamten Volkes ab. Niemand kann seinen Kopf aus der Schlinge ziehen. Jeder kann erschlagen oder gefoltert werden, und in der unabhängigen Nation wird jeder Hunger leiden und am Marasmus teilhaben. Der kollektive Kampf setzt eine kollektive Verantwortung an der Basis voraus und eine kollektive Verantwortung an der Spitze. Ja, alle müssen für das gemeinsame Wohl in den Kampf verwickelt werden. Es gibt keine reinen Hände, keine Unschuldigen, keine Zuschauer. Wir sind alle dabei, uns die Hände schmutzig zu machen und in den Sümpfen unseres Bodens und der furchtbaren Leere unserer Gehirne. Jeder Zuschauer ist ein Feigling oder ein Verräter.

Die Pflicht einer Führung ist es, die Massen hinter sich zu haben. Die Unterstützung der Massen setzt jedoch das Bewußtsein, das Verständnis der zu erfüllenden Mission, kurz, eine, wenn auch embryonale, Intellektualisierung voraus. Man darf das Volk nicht behexen, nicht in Emotion und Konfusion stürzen. Nur die unterentwickelten Länder, die von revolutionären Eliten geführt werden, die aus dem Volk hervorgegangen sind, können heute den Einzug der Massen auf der Bühne der Geschichte ermöglichen. Aber noch einmal, wir müssen uns nachdrücklich und endgültig der Entstehung einer nationalen Bourgeoisie, einer Kaste von Privilegierten widersetzen. Die Massen politisieren heißt, jedem Staatsbürger die ganze Nation vergegenwärtigen, aus der Erfahrung der Nation die Erfahrung jedes Staatsbürgers machen. Wie es Präsident Sékou Touré in seiner Botschaft an den Zweiten Kongreß der Afrikanischen Schriftsteller gesagt hat: »Im Bereich des Denkens kann der Mensch behaupten, das Gehirn der Welt zu sein, aber auf der Ebene des konkreten Lebens, wo jeder Eingriff das physische und geistige Sein beeinträchtigt, ist die Welt immer das Gehirn des Menschen, denn auf dieser Ebene spielt sich die Totalisierung der Gewalten und der denkenden Einheiten ab, hier sind die dynamischen Entwicklungs- und Perfektionierungskräfte wirksam, hier vollzieht sich die Fusion der Energien, und hier prägt sich endgültig die Summe der intellektuellen Werte des Menschen ein.« Weil die individuelle Erfahrung national, ein Kettenglied der nationalen Existenz

ist, hört sie auf, individuell, beschränkt, engstirnig zu sein, und kann einmünden in die Wahrheit der Nation und der Welt. Ebenso wie in der Kampfphase jeder Kämpfer die Nation in seinem Arm hielt, muß in der Phase des nationalen Aufbaus jeder Staatsbürger in seiner konkreten täglichen Aktion fortfahren, sich der Gesamtheit der Nation anzuschließen, die dialektische Wahrheit der Nation zu verkörpern, hier und jetzt den Sieg des totalen Menschen zu wollen. Wenn der Bau einer Brücke das Bewußtsein derer, die daran arbeiten, nicht bereichern kann, dann soll die Brücke nicht gebaut werden, dann sollen die Staatsbürger fortfahren, den Fluß schwimmend oder mit der Fähre zu überqueren. Die Brücke soll nicht vom Himmel fallen, sie soll dem sozialen Panorama nicht von einem *Deus ex machina* aufgezwungen werden, sondern aus dem Muskeln und dem Gehirn der Staatsbürger kommen. Gewiß, man braucht Ingenieure und Architekten, die vielleicht alle aus dem Ausland stammen, aber die Verantwortlichen der lokalen Partei müssen anwesend sein, damit die Technik in der Gehirnwürste der Staatsbürger Fuß fassen, damit die Brücke in ihren Details und ihrer Gesamtheit angenommen, geplant und ausgeführt werden kann. Der Staatsbürger muß sich die Brücke aneignen. Erst dann ist alles möglich.

Eine Regierung, die sich als national erklärt, muß die Gesamtheit der Nation auf sich nehmen, und in den unterentwickelten Ländern stellt die Jugend einen ihrer wichtigsten Sektoren dar. Es gilt, das Bewußtsein der Jugendlichen zu heben, es aufzuklären, denn sie werden die nationale Armee bilden. Wenn diese Aufklärungsarbeit geleistet ist, wenn der Nationalverband der Jugendlichen seine Aufgabe erfüllt hat, die Jugend in die Nation zu integrieren, dann werden die Fehler vermieden werden können, die die Zukunft der Republiken Lateinamerikas belastet, ja untergraben haben. Die Armee ist niemals eine Kriegsschule, sondern eine Staatsbürgerschule, eine politische Schule. Der Soldat einer erwachsenen Nation ist kein Söldner, sondern ein Staatsbürger, der mittels der Waffen die Nation verteidigt. Deshalb ist es entscheidend, daß der Soldat weiß: er steht im Dienst des Landes und nicht im Dienst eines Offiziers, und sei dieser noch so ruhmreich. Der nationale Zivil- und Kriegsdienst kann dazu beitragen, das Niveau des nationalen Bewußtseins zu heben,

das Stammeswesen zu bekämpfen, das Land zu reinigen. In einem unterentwickelten Land wird man sich bemühen, so schnell wie möglich die Männer und Frauen zu mobilisieren. Man muß sich hüten, die feudalen Traditionen fortzusetzen, die den Vorrang des männlichen Elements gegenüber dem weiblichen sanktionieren. Die Frauen werden den Männern gleichgestellt sein, nicht nur in den Artikeln der Verfassung, sondern im täglichen Leben, in der Fabrik, in der Schule, in den Versammlungen. Wenn man in den westlichen Ländern die Soldaten kaserniert, so ist damit noch nicht gesagt, daß das immer die beste Lösung ist. Man braucht die Rekruten nicht zu militarisieren. Der Dienst kann zivil oder militärisch sein, aber jeder gesunde Staatsbürger sollte in jedem Augenblick in einer kämpfenden Einheit aufgehen können, um die nationalen und sozialen Errungenschaften zu verteidigen.

Die großen Arbeiten von kollektivem Interesse sollten von Rekruten ausgeführt werden. Das ist ein ausgezeichnetes Mittel, die trägen Gebiete zu aktivieren, einer größeren Anzahl von Staatsbürgern die Realitäten des Landes verständlich zu machen. Die Armee darf nicht zur autonomen Körperschaft werden, die, ohne Beschäftigung und Aufgabe, früher oder später damit anfangen wird, »Politik zu machen« und die Regierungsgewalt zu bedrohen. Die Salongenerale, die ständig bei der Regierung antichambrieren, träumen schließlich von einem Pronunciamiento. Das einzige Mittel, dem zu entgehen, ist die Politisierung der Armee, das heißt ihre Nationalisierung. Auch die Milizen gilt es zu vermehren. Im Kriegsfall kämpft oder arbeitet die ganze Nation. Es darf keine Berufssoldaten geben, die Anzahl der Berufsoffiziere muß auf ein Minimum reduziert werden. Zunächst, weil die Offiziere, die sehr oft aus den Universitätskadern geholt werden, anderswo viel nützlicher wären; ein Ingenieur ist der Nation tausendmal unentbehrlicher als ein Offizier. Sodann, weil man die Ausbildung eines Kastengeistes verhindern muß. Wir haben auf den vorhergehenden Seiten gesehen, daß der Nationalismus, dieser großartige Gesang, der die Massen gegen die Unterdrücker aufwiegelte, sich unmittelbar nach Erreichung der Unabhängigkeit auflöst. Der Nationalismus ist weder eine politische Doktrin noch ein Programm. Wenn man diese Rückfälle, diese Stockungen, diese Brüche seinem Land wirklich ersparen will,

muß man rasch vom nationalen Bewußtsein zum politischen und sozialen Bewußtsein übergehen. Die Nation existiert nirgends, wenn nicht in einem von der revolutionären Führung ausgearbeiteten Programm, das in vollem Bewußtsein und mit Begeisterung von den Massen übernommen wird. Die nationale Anstrengung muß ständig in den allgemeinen Rahmen der unterentwickelten Länder gestellt werden. Die Front des Hungers und der Finsternis, die Front des Elends und des entstehenden Bewußtseins muß dem Geist und den Muskeln der Männer und Frauen gegenwärtig sein. Die Arbeit der Massen, ihr Wille, die Landplagen zu besiegen, die sie jahrhundertlang aus der Geschichte des menschlichen Geistes ausgeschlossen haben, müssen an die Arbeit und den Willen aller unterentwickelten Völker angeschlossen sein. Es gibt eine kollektive Anstrengung, ein gemeinsames Schicksal auf der Ebene aller unterentwickelten Menschen. Die Nachrichten, die die Völker der Dritten Welt interessieren, sind nicht die Heirat König Baudouins oder die Skandale der italienischen Bourgeoisie. Was wir wissen wollen, das sind die Erfahrungen, die die Argentinier oder die Birmanen im Kampf gegen den Analphabetismus oder die diktatorischen Tendenzen der Führer gemacht haben. Das sind die Gegenstände, die uns stärken, uns unterrichten und unsere Wirksamkeit verzehnfachen. Eine Regierung, die wirklich das Volk politisch und sozial befreien will, braucht also ein Programm. Ein ökonomisches Programm, aber auch eine Theorie über die Verteilung der Reichtümer und über die sozialen Verhältnisse. Im Grunde muß man eine Konzeption vom Menschen, eine Konzeption von der Zukunft der Menschheit haben. Das bedeutet, daß keine demagogische Formel, keine Komplizenschaft mit dem ehemaligen Okkupanten ein Programm ersetzen kann. Die zunächst unbewußten, bald aber mehr und mehr bewußten Völker werden dieses Programm mit Nachdruck fordern. Ganz im Gegensatz zu dem, was man gemeinhin annimmt, entwickeln die afrikanischen Völker, die unterentwickelten Völker sehr schnell ein politisches und soziales Bewußtsein. Und oft gelangen sie schon vor der nationalen Phase zu diesem sozialen Bewußtsein. Deshalb kann man in diesen Ländern die dringende Forderung nach einer sozialen Justiz finden, die sich mit einem noch primitiven Stammeswesen verbindet. Die unter-

entwickelten Völker verhalten sich wie Ausgehungerte. Das bedeutet, daß die Tage derer, die sich heute in Afrika amüsieren, streng gezählt sind: ihre Macht wird nicht endlos andauern. Eine Bourgeoisie, die den Massen als einziges Nahrungsmittel den Nationalismus gibt, verfehlt ihre Mission und verstrickt sich notwendig in eine Folge von Mißgeschicken. Wenn der Nationalismus nicht erklärt, bereichert und vertieft wird, wenn er sich nicht sehr rasch in politisches und soziales Bewußtsein, in Humanismus verwandelt, dann führt er in eine Sackgasse. Die bürgerliche Führung der unterentwickelten Länder zwingt das Nationalbewußtsein in einen sterilen Formalismus ein. Nur das massenhafte Engagement der Männer und Frauen für bewußt gemachte und fruchtbare Aufgaben gibt diesem Bewußtsein Inhalt und Dichte. Dann hören die Fahne und der Regierungspalast auf, die Symbole der Nation zu sein. Die Nation flieht diese erleuchteten und künstlichen Orte und geht auf das Land, wo sie Leben und Dynamik erhält. Der lebendige Ausdruck der Nation ist das mobilisierte Bewußtsein der Gesamtheit des Volkes, die geeinte und aufgeklärte Praxis der Männer und Frauen. Ein Schicksal kollektiv gestalten heißt, Verantwortung in der Dimension der Geschichte übernehmen. Die Alternative ist die Anarchie, die Unterdrückung, das Auftauchen der Stammesparteien, des Föderalismus usw. Wenn die nationale Regierung national sein will, muß sie durch das Volk und für das Volk, für die Entrechteten und durch die Entrechteten regieren. Kein Führer, was auch immer sein Verdienst sein mag, kann sich an die Stelle des Volkswillens setzen, und die nationale Regierung muß, bevor sie sich mit dem internationalen Prestige beschäftigt, jedem Staatsbürger seine Würde zurückgeben, die Gehirne ausstatten, die Augen mit menschlichen Dingen anfüllen, ein menschliches, weil von bewußten und souveränen Menschen bewohntes Panorama entwickeln.

Anmerkungen

1 Mamadou Dia, *Nations africaines et solidarité mondiale*, Presses Universitaires de France, S. 140.

2 Mamadou Dia, a.a.O.

4. Über die nationale Kultur

Um an der afrikanischen Revolution teilzunehmen, genügt es nicht, einen revolutionären Gesang zu schreiben, sondern man muß diese Revolution mit dem Volk machen. Mit dem Volk, und die Gesänge werden allein und von selbst kommen.

Um eine authentische Aktion zu haben, muß man selber ein lebendiger Teil Afrikas und seiner Denkweise sein, ein Element dieser Volksenergie, die gänzlich für die Befreiung, den Fortschritt und das Glück Afrikas mobilisiert ist. Außerhalb dieses einzigen Kampfes gibt es keinen Platz für den Künstler oder für den Intellektuellen, der nicht mit dem Volk in dem großen Kampf Afrikas und der leidenden Menschheit engagiert und mobilisiert ist.
Sékou Touré¹

Jede Generation muß in einer relativen Finsternis ihre Mission entdecken und sie entweder erfüllen oder verraten. In den unterentwickelten Ländern haben die vorhergehenden Generationen gleichzeitig der vom Kolonialismus betriebenen Untergrabung widerstanden und das Reifen der gegenwärtigen Kämpfe vorbereitet. Jetzt, da wir mitten im Kampf stehen, müssen wir die Gewohnheit aufgeben, die Aktion unserer Väter zu verkleinern oder Unverständnis gegenüber ihrem Schweigen oder ihrer Passivität vorzutäuschen. Sie haben sich geschlagen, wie sie konnten, mit den Waffen, die sie damals besaßen, und wenn das Echo ihres Kampfes in der internationalen Arena keinen Widerhall gefunden hat, so muß man den Grund dafür weniger in mangelndem Heldenmut als in einer grundverschiedenen internationalen Situation sehen. Erst mußte mehr als ein Kolonisierter sagen: »So geht das nicht weiter«, erst mußte mehr als ein Stamm sich erheben, erst mußte mehr als ein Aufstand niedergeschlagen, mehr als eine Demonstration unterdrückt werden, damit wir heute mit einer solchen Siegesgewißheit standhalten können. Wir, die wir entschlossen sind, dem Kolonialismus das Kreuz zu brechen, haben die historische Mission, alle Aufstände, alle Verzweiflungstaten, alle gescheiterten oder im Blut ertränkten Versuche zusammenzufassen.

Wir werden in diesem Kapitel das als grundlegend empfunden